

Das direkte Leben

- legal, illegal, notwendig -

Klimakatastrophe ist das Thema der Stunde – Ein prinzipieller Wandel ist die einzige Lösung als Reaktion darauf.

Wir müssen weg vom Mythos des «Wachstums». Dass die Menschheit aufgrund eines egoistischen Wohlstands-Denken gegenüber der Natur keine Antwort auf diese selbstverschuldete Klimakatastrophe hat, erzeugt bei vielen Menschen ein Gefühl der Ohnmacht. Wie ist jedoch dieser grundsätzliche Wandel zu schaffen als Menschheit, als Gesellschaft, als Staat, als Lebensgemeinschaft, als einzelner Mensch?



1956 geboren im Saarland

Ich habe vieles ausprobiert in meinem Leben.

Mit 20 habe ich meine bürgerliche Heimat verlassen (aus einer Arbeiterfamilie kommend) und bin nach West-Berlin gezogen. Einerseits um mich vor der «Bundeswehr-Frage» zu drücken, um Energietechnik zu studieren aber vor allem um auf «eigenen Beinen» zu stehen.

Das war Ende der 1970iger Jahre.

Eine sehr bewegte Zeit in der deutschen Geschichte: der zweite Weltkrieg war vorbei, die «Wieder-Aufbau-Jahre» ebenso und viele in meiner Generation spürten, dass dieser Wohlstandswahn eine Sackgasse ist: sowohl in der Technikgläubigkeit als auch im sozialem Umgang miteinander.

Es war eine Zeit mit viel Enthusiasmus, neue Wege zu gehen.

Kurz bevor ich nach Berlin gezogen war, fand dort 1977 ein Umweltfestival mit dem Motto **«Es geht auch anders»** statt. Dabei wurden viele neue Ideen präsentiert, um zu zeigen, dass es reichlich Alternativen für ein besseres Leben im Einklang mit der Natur gibt. «Small is beautiful» war in aller Munde und aus dem Abfall der Wohlstandsgesellschaft lässt sich mit einfachen Mitteln gutes Neues entwickeln.

Als ich dann in West-Berlin war, aber mich noch gar nicht so richtig in der neuen Großstadt-Umgebung eingelebt hatte, fand in der TU Berlin der **«Tunix-Kongress»** statt. Und ich staunte nicht schlecht, wie viele interessante Menschen da zusammen kamen: Stadtindianer, Studies, Linke, Hausbesetzer.Bei einer Veranstaltung im TU Audimax ging es um die Gründung einer linken Tageszeitung, daraus ist letztendlich die «taz» hervorgegangen.

Das Besondere an Berlin war die Teilung der Stadt. Ostberlin als Hauptstadt der DDR und Westberlin unter der Obhut der Alliierten (USA, Frankreich und Großbritannien) angegliedert an die BRD.

Aus der West-Berliner Insellage heraus (rundum von der DDR umgeben, nur per Flugzeug oder auf drei Transit-Auto-Routen zu erreichen) gab es einige Anreize, um in dieser besonderen Situation für Menschen attraktiv zu sein: es gab keine Sperrstunde (die Kneipen konnten rund um die Uhr geöffnet sein), man musste keinen Wehrdienst leisten und es gab beim Lohn eine «Berlinzulage». All das und der besondere Flair der

«Mauerstadt» hat viele innovative Menschen dazu bewogen, nach West-Berlin zu siedeln. In Berlin war alles mit öffentlichen Verkehrsmitteln (der BVG, Bus und U-Bahn) ebenfalls rund um die Uhr erreichbar, damals noch sehr preiswert und so war ein privater PKW absolut unnötig. Auch billiger Wohnraum war damals in den unterschiedlichsten Kategorien zu bekommen. Viele begannen damals, wie ich auch, erst einmal mit einer Einzimmerwohnung im Hinterhaus mit Etagen-WC im Treppenhaus und Kachelofen, damit war die Basis gelegt, sich in dieser weltoffenen Großstadt zurecht zu finden.

Mit dem Sommersemester 1978 begann mein Diplom-Studium in **«Energie- und Verfahrenstechnik»**. Ich hatte das Glück, in einem Vorbereitungsseminar Leute kennen zu lernen, die alle ähnliche technische Studiengänge belegten und deren Vorstudium gleiche Fächer beinhalteten, so haben wir als «Clique» zusammengefunden, wobei wir über das Studium hinaus auch ausserhalb der Uni viele Dinge gemeinsam gemacht hatten. Dies betraf nicht nur ein gegenseitiges Lernen, auch abendliche Kneipenbesuche bis hin zu gemeinsamen Urlaubsreisen wurden unternommen. So habe ich aus einer spontanen Kneipenidee hinaus, zusammen mit einem Freund eine Reise nach Tansania unternommen. Dabei habe wir den Kilimanscharo bestiegen, im Ngorongoro-Krater eine Mini-Safari erlebt und auf der Dar Es Salaam vorgelagerten kleinen Insel mit dem Namen «Mafia» habe ich das Tauchen ausprobiert. Verrückt ... und genauso abgefahren ist, dass ich zwei Jahre lang intensiv das Fallschirmspringen in der Nähe von Celle ausprobiert habe. Dabei habe ich gut 280 Sprünge im Formations-Springen absolviert. Hiermit war dann aber Schluss, als sich unser 4er-Team aufgelöst hatte und ich gefühlsmässig nicht mehr damit klar kam, innerhalb der Woche über auf Hausbesetzer-Demos unterwegs zu sein und dann am Wochenende nach Celle zum Fallschirmspringen zu fahren.

Das passt auf Dauer einfach nicht zusammen.



Bodenübung für eine 16 Personen Formation



Formationsspringen



Wandern auf Grönland

Auch Wandern stand damals auf meinem Erlebnisprogramm.

Mit dem Jugendherbergswerk habe ich an einer zweiwöchigen Wanderung auf Grönland teil genommen. Wir waren zwar nur einmal kurz auf einen Gletscher gestiegen, ansonsten in der grünen Küstengegend unterwegs. Den Rückflug hatte ich zusätzlich auf Island für eine Woche unterbrochen ... aber ohne eigenes Fortbewegungsmittel, kommt mensch dort nicht sehr weit.

Das Studium bis zum «Vordiplom» habe ich letztendlich recht straight durchgezogen, dies ist mir eigentlich sehr leicht gefallen. Ich war auf einem naturwissenschaftlichen

Gymnasium im Saarland und hatte meine Probleme, das Abitur überhaupt zu schaffen (hauptsächlich wegen Schwächen in den Sprachen). Dann aber in Berlin an der Uni (TU) bemerkte ich einen Vorteil gegenüber meinen KommilitonInnen aus anderen Bundesländern, die locker das Abi geschafft hatten, jetzt aber an der TU in den naturwissenschaftlichen Fächern mit Problemen zu kämpfen hatten. Mir erschien das Studium recht «verschult», und meine Hoffnung war, dass sich dies nach dem Vordiplom ändern wird – dass dann mehr die Zusammenhänge im Vordergrund stehen werden. Eine Hoffnung, die jedoch später enttäuscht werden wird. Im Hauptstudium geht es zwar um andere Fächer (auf den Grundfächern aufbauend) – die Zusammenhänge bleiben aber nach wie vor aussen vor. Im Nachhinein, denke ich, dass dieses abschliessende «Diplom-Papier» nur die Berechtigung zum Eintritt in privilegierte Berufe ist. Wirklich lernen tut man erst danach in der Praxis.

Trotzdem war das Studium eine spannende Geschichte, weil ich immer neugierig auf das war, was von dem verknöchertem gesellschaftlichen Leitbild abweicht. «Energie- und Verfahrenstechnik» war damals ein Studiengang, der verschiedenen Bereichen einen Überbau gab, welcher sich nur in zwei Wahlpflichtfächern im Hauptstudium unterschieden. Mein Ziel war «Heizung- und Klimatechnik», mit genau dem gleichen Studium hätte ich aber auch Ingenieur der «Atomtechnik» werden können. Ich war damals schon gegen diese unmenschliche Grosstechnik und belegte während des Grundstudiums ein Seminar bei **Klaus Traube** zum Thema «Technik und Gesellschaft». Darin ging es um die Wechselwirkung zwischen Technik und Gesellschaft und Klaus Traube verkörperte diese Problematik in seiner Person auf sehr anschauliche Weise. Einerseits hatte er unter Mitwirkung des Verfassungsschutzes den Wechsel vom Atommanager zu einer Symbolfigur der Anti-AKW-Bewegung vollzogen. Andererseits konnte Klaus Traube plastisch und sehr authentisch darstellen, mit welchen perfiden Methoden der Staat vorgeht, wenn jemand dem Verfassungsschutz ins Visier gerät. Es war absolut beeindruckend, diesen sehr persönlichen Erfahrungen zu lauschen.

Es war eine sehr politische Zeit und viele Missstände waren offensichtlich. In Berlin wurde preiswerter Wohnraum dringend benötigt und trotzdem wurden aus reinen Spekulationsgründen, Mieter aus ihren Wohnungen vertrieben, Hinterhäuser – oft auch komplette Altbau-Häuserkomplexe- einfach abgerissen und so Wohnraum vernichtet. Es hatte sich eine Subkultur zusammengefunden, die nicht mehr bereit war, dies widerstandslos geschehen zu lassen. Es war aber auch insgesamt ein Phänomen der damaligen Zeit, auch in anderen Metropolen (von Amsterdam über London, Zürich, Freiburg, Hamburg, Frankfurt und vielen anderen Großstädten) begehrte die Jugend auf und ging für ihr Recht auf Zukunft auf die Strasse und war bereit dafür zu kämpfen. In Berlin war damals der regierende Senat in einer Krise, die Anzahl der leerstehenden Häuser (Entmietung) gewaltig und auch die Zahl der Menschen recht gross, die bereit waren, etwas gegen die Missstände zu tun. So wurden die leerstehenden Häuser einfach besetzt und eine alternative Gemeinschaftswohnform entwickelt. Fast täglich gab es Demos, weil es gleichzeitig ein ständiger Kampf gegen die Staatsmacht war, damit die Häuser nicht wieder geräumt wurden. Das moralische Recht war auf Seiten der Hausbesetzer und es gab auch Unterstützung von prominenten Menschen des öffentlichen Lebens (Künstler, Politiker, Wissenschaftler) und vielen anderen Gesellschaftsschichten.

Zeitgleich hatte ich gegen Ende meines Vordiploms an der TU Berlin am «**Alternativen Energieseminar**» teilgenommen. Dieses Seminar ist aus studentischer Initiative

entstanden und existiert sogar heute noch.

Zur Entstehung habe ich hier ein paar Sätze der aktuellen Internetseite des Energieseminars angefügt:

«In Reaktion auf den geringen Praxis-, Ökologie- und Gesellschaftsbezug ingenieurwissenschaftlicher Lehrangebote entstand 1980 das Energieseminar als studentische Initiative. Anfangs insbesondere motiviert an der Kritik der Atomenergie, wurde in selbstorganisierten Seminaren die Nutzung regenerativer Energien diskutiert und in Form kleiner Anlagen umgesetzt. Ökologische, soziale und politische Aspekte sollten das gleiche Gewicht erhalten wie ökonomische und technische Belange. Themen im Spannungsfeld zwischen Energie, Umwelt und Gesellschaft sowie die Verbindung von Theorie und Praxis bestimmen seitdem die Arbeit des Energieseminars.»

Formal gab es damals eine bezahlte Tutorenstelle für dieses interdisziplinäre Seminar, eine wissenschaftliche Angestellte hatte zusätzlich die Hälfte ihres Gehaltes zur Verfügung gestellt, so dass mit diesem Topf mehrere Menschen «Projekte» im Seminar anbieten konnten. Der studentische Andrang, an einer Seminargruppe teil zu nehmen, war riesig und die Räume meist überfüllt. Die Praxis stand im Vordergrund und wir haben aus der Theorie heraus versucht, die Alternativen auch in die Praxis um zu setzen. In den besetzten Häusern der Stadt, konnten Energiespar-



Alternatives Energieseminar

Maßnahmen durchgeführt werden, aus Abrisshäusern konnten Materialien recycelt werden, Kachelöfen neu aufgebaut werden, thermische Solaranlagen aus Schrottmaterialien gebaut werden und viel Wissen zu einer Alternativen Energienutzung gesammelt werden. Parallel ging es aber auch um Widerstand gegen die Atomindustrie. Viele der Seminargruppen fanden auch auf dem Land im als «Atomklo» auserwählten Wendland statt (Gewächshausbau, Erdkeller, Windrad, Brotbackofen-Bau, Solarkocher, ...). Es ging zudem um biologischen Gartenbau und zeitweise hatte Declan Kennedy zu dieser Zeit auch schon Projekte zum Thema «Permakultur» im Energieseminar angeboten.

Zuerst hatte ich nur an diesem Seminar teilgenommen, dann bin ich aber ins «Team» eingestiegen und habe selber Seminarprojekte angeboten. So langsam wurde dieses Energieseminar mein Mittelpunkt im Studium und die Fächer meines offiziellen Studiums habe ich nur noch «so nebenher» erledigt.

Ich hatte in einer Gruppe angefangen, in der Bülowstraße 52 (besetztes Hinterhaus) eine thermische Solaranlage aus Schrott-Materialien (alte Kupfer-Badeöfen, Rohrmaterial vom Schrotthandel, alte Fensterflügel, Holz und Dämmmaterialien) zusammen zu bauen. In 1984 hat dann eine Gruppe Studenten vom Fachbereich Umwelttechnik im Energieseminar unter meiner Anleitung ihr offizielles «Grundstudiumsprojekt» zum Solaranlagenbau absolviert.

Letztendlich hatte ich sogar Ende 1986 das Glück unter Leitung von Prof. Dr.-Ing E. Schütt im Institut für Chemieingenieurtechnik über den Bau und die Betriebsergebnisse dieser selbstgebauten thermischen Solaranlage meine Diplomarbeit zu erstellen.

Über den Bau der Solaranlage hatte ich die Leute und das Leben im besetzten Haus Bülowstraße 52 kennen gelernt. Der Zusammenhalt meiner Studi-Clique hat nur bis zum Vordiplom funktioniert, danach hatten wir uns ein wenig aus den Augen verloren. Ich wollte nicht länger in meiner Ein-Zimmer-Wohnung in Neukölln wohnen bleiben und bin in Aufgang 5 der Bülowstraße 52 mit eingezogen.



In der Küche 3.Stock B 52

In unserem Aufgang lebten ca. 20 Menschen, die nach der Anfangs-Besetzer-Zeit nun stockwerksweise in WGs zusammenlebten. Es gab noch 3 weitere besetzte Aufgänge mit ebenfalls je ca. 20 Menschen und so lebten in dem Haus ca. 80 Personen, die einen gemeinsamen Feind hatten, die Senatspolitik, und die im Alltag ihren Wohnraum sanierten. Ich hatte zwar die spannende Anfangszeit der Besetzung nicht

miterlebt (allenfalls auf der Strasse, nicht aber im besetzten Haus), trotzdem konnte ich von den Erfahrungen, die sich aus dem Alltag in dieser Gemeinschaft entwickelt hatte, profitieren. Einmal pro Woche gab es ein Aufgangs-Plenum, bei dem alles besprochen wurde – sowohl Organisatorisches als auch persönliche Befindlichkeiten. Darüber hinaus gab es auch, unregelmässig (bei Bedarf) ein Plenum mit allen Aufgängen. In so einem Plenum wurde im Konsens alles ausdiskutiert, hierarchiefrei und gleichberechtigt. Es ist bemerkenswert, was trotz der ständigen Bedrohung einer Räumung (der Feind von Aussen) so alles gemeinschaftlich geschafft wurde (Böden saniert, Fenster eingebaut, Innenwände raus gerissen, Balkon installiert, Bäder installiert, Kachelöfen neu gebaut, und, und, und).



Vorarbeiten für Fenstereinbau im 3. Stock B 52

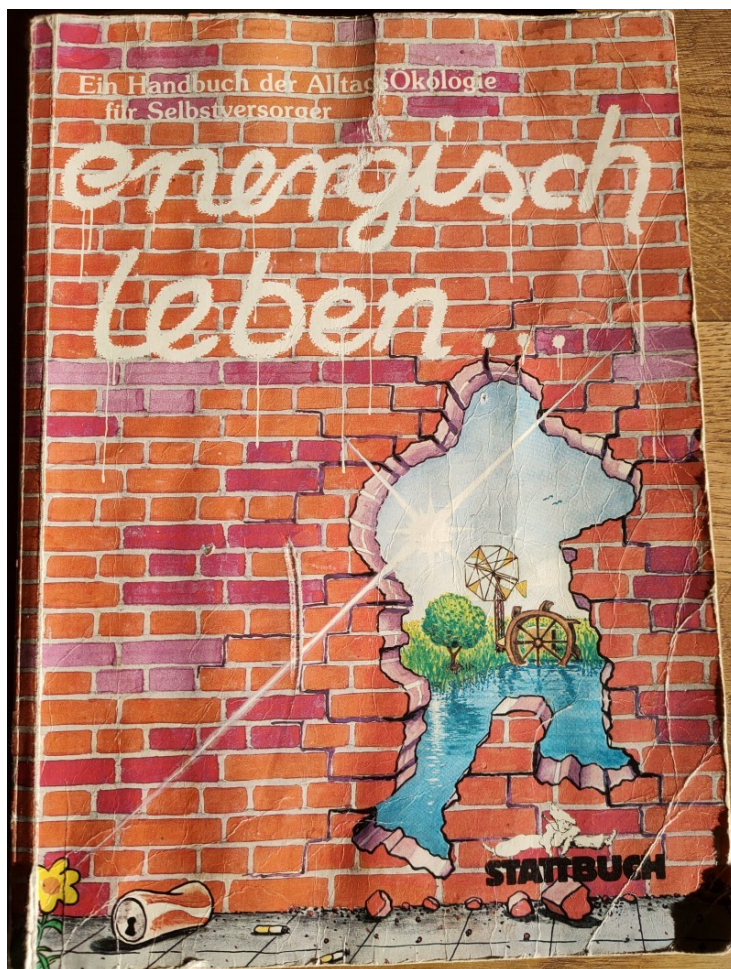


Kollektorbau im Hof B 52



Dachmontage der Kollektoren B 52

Neben dem **Studium** (Energieseminar) und **Leben im besetzten Haus** kam noch ein weiterer spannender Aspekt in meinem Leben dazu: die «**Alltagsökologie**». In einer Klimatechnik-Vorlesung hatte ich jemanden kennengelernt, der mich zu einer Gruppe mit dem Namen «Öcotechnik» gebracht hatte, die in einem Keller in der Hasenheide ihre Werkstatt hatte. Eigentlich wollten wir kleiner Modelle zu alternativer Energietechnik bauen und ausprobieren, meist hatten wir uns aber nur in diesem Werkstattkeller getroffen und sind gegenüber in der «Hasenheide» eingekehrt (eine bekannte Kneipe) und haben mehr über Alternative Technik geredet, als selbst zu bauen. In diesem Werkstatt-Keller war eine zweite Gruppe aktiv dabei (im Austausch mit einem Prof. der Aerodynamik an der TU Berlin) erste kleinere Flügel für Windräder zu gießen, das war damals absolutes «Neuland» und ein erster Ansatz aus dem später die Firma «Südwind» entstanden ist. Also wirklich Alternative Energietechnik der ersten Stunde. Aus dieser Diskussionsrunde in der Hasenheide heraus, bin ich dann mit noch weiteren Menschen im «Stattbuch-Verlag» zu einem Buchprojekt zur Alltagsökologie gestossen. Wir haben uns auch über ca. zwei Jahre regelmässig (einmal pro Woche) getroffen und über Aspekte einer Alltagsökologie ausgetauscht. Alles sollte allgemeinverständlich und schön illustriert werden als ein «**Handbuch der Alltagsökologie**» mit den Themengruppen: Energie, Gesundheit, Biologischer Anbau, Wohnen und Bauen, Verkehr, Produktion und Konsum sowie Recycling. 1983 ist die erste Auflage von «**energisch leben**» mit 6.500 Exemplaren im DIN- A4 Format mit ca 280 Seiten erschienen. Es gab eine zweite Auflage mit weiteren 5.000 Exemplaren. Ein schönes Projekt, welches mich sehr bereichert hat und an dem ich gerne mitgewirkt hatte.



Handbuch der Alltagsökologie

All dies waren sehr spannende Erfahrungen für mich, es fehlte nur noch die Idee, alles zusammen zu fügen. Mit einem Freund zusammen hatte ich dann (wieder einmal bei einem Kneipenbesuch) auch dazu die passende Idee entwickelt.

Wir waren sehr angetan davon, was sich aus dem selbstbestimmten Leben in den besetzten Häusern heraus im gleichberechtigten Zusammenleben entwickeln liess. Ich lebte in einem Haus, welches kurz davor stand, legalisiert zu werden und einen Pachtvertrag erhalten sollte. Mein Freund lebte vorher in einem Haus, welches jedoch geräumt worden war, und lebte nun notgedrungen in einer WG in einer Mietwohnung. Wir kannten uns, weil wir über das Energieseminar das Kachelofen-Bauen erlernt hatten. Wir hatten das Gefühl, dass im Zusammenleben in den besetzten Häusern ein Aspekt noch fehlte, gemeinsam Geld zu verdienen, damit eine gemeinsame Perspektive möglich wurde. In der damaligen Zeit, wurde im ökonomischen Bereich in den Arbeits-Kollektiven versucht, den Bereich «Arbeit» gemeinschaftlich und gleichberechtigt zu gestalten. Unsere Idee war nun: wir konnten Kachelöfen konstruieren und bei zahlenden Kunden aufbauen, mein Kumpel hatte «Garten- und Landschaftsbau» studiert. Damit konnte er in einem Gartenbaubetrieb Aufträge abwickeln, ich konnte nach meinem Studium einen Heizung- und Solaranlagenbau-Betrieb führen.

Wir waren uns sicher in unserem Freundeskreis, viele Gleichgesinnte zu finden, die daran Interesse hatten, eine gemeinsame Perspektive zu entwickeln. Wir wollten einen **Werkhof** aufbauen, in dem Menschen zusammen leben, gemeinsam in ihren Betrieben arbeiteten um das benötigte Geld zu verdienen. Wir wollten eine Wahl-Familie werden, die ihr verdientes Geld in eine gemeinsame Kasse erwirtschaftet und daraus all ihre Bedürfnisse abdecken kann. Wir wollten aufs Land ziehen und diesen Werkhof aufbauen. aber um alles vernünftig und gut vorbereiten zu können, sind wir erst einmal in eine 300m² grosse Fabriketage in der Urbanstraße, Nähe Hermannplatz, gezogen.

Auch wenn es mir schwer gefallen ist, aus der Bülowstraße 52 wieder aus zu ziehen, war es doch konsequent, diesen Schritt weiter in Richtung «Perspektive» zu gehen.

Auch die zwei Jahre in der Urbanstraße waren sehr spannend und ereignisreich. Unsere Idee aus unserem Freundeskreis, MitstreiterInnen für unser «Projekt Werkhof» zu finden, hat zum Teil funktioniert, wenn auch nicht so erfolgreich, wie wir es erhofft hatten. Meist lebten wir mit sechs bis acht Menschen in der Etage zusammen. In dieser Etage hatte ehemals eine Näherei ihre Werkstatt (falls ich das recht in Erinnerung habe), daher gab es einige wenige Trennwände auf diesen 300m² Wohnfläche, die wir für unsere Gestaltung nutzen konnten. Eine Gruppe, die vor uns schon in dieser Etage wohnte, hatte ein geräumiges Bad mit einer riesigen gemauerten Badewanne (für vier bis sechs Personen) eingebaut, die wir aber nie so wirklich genutzt haben: da ging so viel Wasser rein, dass es beim Füllen schon abgekühlt war, bevor man darin wirklich baden konnte. Ein separates Zimmer für jede(n) wäre in der Etage auch schwierig zu realisieren gewesen und hätte unser Idee, neue Wohnformen aus zu probieren, nicht entsprochen. So haben wir unseren Ansatz eines anderen gemeinschaftlichen Zusammenlebens ausprobiert zu verwirklichen: **Funktionsräume**.

Wir hatten neben einer Küche, des Bades und eines riesigen Gemeinschaftsraums, einen gemeinsamen Schlafraum, ein Büro, eine Dunkelkammer, eine Kleiderkammer und diverse «Rückzugecken». In unserer Kleiderkammer haben wir alle unsere Klamotten in Regalen ein sortiert, jeder sollte auf alles zugreifen können. So toll hat sich dieser Ansatz nicht

bewährt, weil es doch erhebliche Unterschiede in der benötigten Konfektionsgrösse gibt. Mit acht Personen in einem gemeinsamen Schlafräum funktioniert auch nur zeitweise, schwierig wird es vor allem, wenn es bei einzelnen etwas intimer zu ging. Im Laufe der Zeit hatte es sich dann eingespielt, dass fast alle, ihre «Rückzugs-Ecken» (Hochbetten, Schlafsofas etc.) gefunden hatten.

Die Etage war aber auch der Beginn unserer **Gemeinsamen Kasse**. Mir ist heute zwar nicht mehr klar, aus welchen Quellen da das Geld rein geflossen ist, jedenfalls wurden alle Ausgaben daraus getätigt. Eine gemeinsame Einnahmequelle war auf alle Fälle der **Kachelofenbau**. Über «Mundpropaganda» hatte sich herum gesprochen, dass wir Kachelöfen planen und aufbauen konnten. So haben wir mehrere Ofenbau-Projekte in Berlin, im Wendland und auch anderen Regionen in Westdeutschland realisiert. Es gab einen Kontakt zur Kommune Reinighof im Phälzer Wald (damals Kommune, jetzt Gemeinschaft als «Biotopia»), die einen Kachelofen für ihren Gemeinschaftsraum brauchten. So kam es dazu, dass wir mit dieser Gruppe, die damals hauptsächlich von der Schafzucht lebte und schon einige Jahre «Kommune-Erfahrung» gesammelt hatte, in einen regen Austausch getreten sind. Wir hatten dort mit den ReighöflerInnen zusammen, den Ofen gebaut, ReinighöflerInnen hatten zeitweise bei uns in der Etage in Berlin gewohnt. Auf dem Reinighof hatte ich viel erleben können, was in Gemeinschaft alles realisierbar ist, wie Entscheidungen getroffen werden und was miteinander erlebbar ist und ich hatte auch Einblick in die Probleme im Zusammenleben. Einmal kurz vor meiner Abreise dort, stand eine Geburt an und die gesamte Gruppe hat an diesem Ereignis im Bauwagen teil genommen. Dieses Ereignis hat mich sehr beeindruckt, wenn ich es auch nicht gewagt hatte (obwohl ich eingeladen wurde), dabei zu sein. Eine Frau, die in unserer berliner Etage mit eingezogen ist, war schwanger, hatte aber mit dem Vater des zukünftigen Kindes keinen Kontakt. So haben wir die verbleibende Schwangerschafts- und Geburtsvorbereitungszeit gemeinsam in der Gruppe erlebt. Bei der Hausgeburt war dann unsere gesamte Gruppe ebenfalls mit dabei und dies ist für mich bis heute das grösste Gruppenerlebnis, welches ich erleben durfte. Mehr Gruppenerlebnis zwischen Natur und Leben geht kaum.

Es war teilweise ein Kommen und Gehen in der Etage: Leute sind eingezogen, haben gemerkt, dass sie doch andere Lebensziele haben und sind wieder gegangen, andere sind dazu gekommen. Beziehungen untereinander sich entstanden, andere sind in die Brüche gegangen. Von den besetzten Häusern der Stadt waren viele geräumt, andere wurden legalisiert und mit einem speziellen Förderprogramm jetzt offiziell zu «Selbsthilfe-Projekten». Es war die Zeit, als Tschernobyl passierte und sich eine totale Unsicherheit unter uns breit machte, ob man wegen der Strahlenbelastung jetzt überhaupt noch die Etage verlassen konnten. Die Wut auf diesen Grosstechnik-Wahn steigerte sich nicht nur bei uns. Wir haben uns dann erstmals wieder zu einer grossen Demo bei Wackersdorf aus unserer Etage gewagt. Auf dieser Demo war so zeitnah zu Tschernobyl die Anzahl der Demonstranten so gewaltig, dass die Polizei ihre gesamten Tränengasvorräte verbrauchte, um halbwegs «Herr der Lage» zu bleiben und die Baustelle der Wiederaufbereitungsanlage für ihre Auftraggeber zu schützen. Kurze Zeit später sollte es wieder eine Demo beim AKW Standort Brokdorf geben, dazu waren ebenfalls viele Menschen unterwegs. Die wenigsten haben es geschafft, zum Versammlungsort zu kommen, weil die Polizei (sicher als Konsequenz zu Wackersdorf) massiv und brutal die anreisenden Konvois attackierte (ohne Rücksicht auf Sach- und Personenschäden) und so die Demo bereits im Vorfeld niedergeknüppelt hat.

Es war also schon wieder eine sehr bewegte Zeit, in der wir an unserer Werkhof-Idee gebastelt hatten.

Wir hatten Kontakt zu einem **«100-Leute-Projekt»**, welches aus dem Hamburger Raum von Leuten entwickelt wurde. Daraus sind letztendlich zwei Projekte entstanden: die «Brauerei Uetersen» und vor allem die «Kommune Niederkaufungen» bei Kassel. Wir waren aber auch immer in engem Kontakt zu den BewohnerInnen der Etage über uns in der Urbanstraße, die ihren Ursprung in einem Bäckereikollektiv hatte und so haben wir ständig unsere Projektidee mit anderen Gruppen diskutiert, Ideen gesammelt und ausgetauscht. Parallel haben wir auch nach einem geeigneten Gelände für unser Vorhaben gesucht. Über einen Kontakt, witziger Weise einer Gruppe, die ebenfalls «Werkhof» hiess und nun bei Bremen lebte, bekamen wir den Tipp zu einem ehemaligen Mühlenbetrieb mit angeschlossener Bäckereihalle bei Alfeld/Leine. Der Betrieb war «Pleite gegangen» und das Gelände jetzt in Besitz einer Alfelder Bank. Wir haben uns das Gelände angeschaut, ernsthafte Gedanken über eine Finanzierung gemacht und dabei noch Kontakte zur Kommune Lutter (am Barenberg) bekommen.

Wir merkten, jetzt wird es Ernst:

entweder wir entscheiden uns für dieses Alfelder Gelände oder wir scheitern.

Oder wir vertagen die Entscheidung bis uns ein anderes geeignetes Objekt begegnet.

Aus dem Gedanken heraus, dass «Eigentum der Anfang aller Übel» ist, war klar, dass wir unser Projekt so gestalten, dass niemand persönlich das Recht auf Grund und Boden haben durfte und hatten uns für die Vereinsform als «Besitzer» geeinigt. Geradezu als Glücksfall ergab es sich, dass mit dem Erbe aus einem Pharmabetrieb die «Stiftung Umverteilen» gegründet wurde und ich über den Stattbuchverlag jemanden aus diesem neuen Stiftungsrat kannte. Als ich unsere Werkhof-Konzeptidee erklärt hatte, war sofort klar, dass wir über die Stiftung finanziert werden können. So hatten wir der Alfelder Bank gegenüber leichtes Spiel und konnten uns recht schnell auf einen Kaufpreis einigen.

Damit war der Start zur Umsiedelung nach Alfeld/Leine besiegelt.

Das «Objekt unserer Begierde» besteht aus knapp 2 Hektar «Gebäude- und Freifläche, Gewerbe und Industrie und Gartenland» (so stand es im Kaufvertrag), also ideal für unseren Werkhof. Konkret gibt es eine Plantage mit ca. 80 alten Apfelbäumen, ein zweistöckiges Wohnhaus, ein dreistöckiges Mühlengebäude (mit kompletter Einrichtung, fast ein Museum), eine Brotfabrikhalle mit Anbau und Bürotrakt (aber ohne Einrichtungen) und diversen Schuppen und weitere Anbauten. Also reichlich Gebäudeteile, die natürlich alle renovierungsbedürftig waren. Zudem gehören zum «Besitz» noch die Wasserrechte mit einer funktionierenden Turbinenanlage zur Stromerzeugung.

Gelegen ist das Ganze in einem Ortsteil von Alfeld/Leine in Brunkensen, daher ergibt sich dann der Name **«Werkhof Brunkensen»**.

Wenn es jedoch wirklich «ernst wird», klärt sich für jede(n) persönlich nochmal, ob der Schritt tatsächlich vorstellbar ist, sich konsequent auf das Neue ein zu lassen. In unserer Gruppe in der Urbanstraßen-Etage hatten sich schon Unstimmigkeiten und Streitereien im Zusammenleben ergeben und so waren in der Konsequenz nicht alle bereit, sich auf den «Werkhof Brunkensen» ein zu lassen.

Einige sind in Berlin geblieben und haben sich neu orientiert.

Andererseits ermöglicht ein konkretes Objekt eine bessere Vorstellung davon, welche Möglichkeiten sich an Ort und Stelle ergeben können.

So sind andere aus unserem Bekanntenkreis mit in die Gruppe eingestiegen.

Weil wir uns immer noch zu schwach fühlten, haben wir noch Leute aus der Berliner Bäcker-Etage mit einbezogen und unsere Projektidee um einen «**Stadt-Land**»-Aspekt erweitert.

Die «Städter» hatten so einen festen Anlaufpunkt auf dem Land und wir «Landeier» hatten eine fixe Basis zu unseren Stadtwurzeln.

Der Grundgedanke war, dass die Stadtleute unsere Entwicklung in Brunkensen und das Landleben mit erleben und erfahren konnten (meist jedoch zeitlich begrenzt). Wir ändern konnten unserer Landidylle entfliehen und hatten einen festen Anlaufpunkt in Berlin, um Großstadt-Konsum-, Politik- und Kulturgelüste aus zu leben.

Februar 1987 hatten wir uns einen LKW gemietet, unsere wenigen Besitztümer eingeladen und sind in unser neues Domizil umgesiedelt. In der ersten Zeit waren wir sieben Erwachsene und drei Kinder, die fest in Brunkensen leben wollten.

Es war klar, dass wir eine **Kommune** als Lebensgemeinschaft **mit gemeinsamer Kasse** werden wollen, das Gelände beleben wollen, einen Grossteil an Selbstversorgung erreichen wollen, gemeinsame Arbeitsbereiche aufbauen wollen und uns politisch engagieren wollen. Alles auf einmal und bei (fast) Null startend – ganz schön viel auf einen Schlag.

Ich hatte zwei Tage vor diesem Umzug meine Diplomarbeit fertig und diese dann ca. zwei Wochen vor der offiziellen Abgabefrist eingereicht, ... ich wollte dieses Kapitel einfach nur abgeschlossen haben. Allerdings musste ich später nochmal zur TU nach Berlin, um eine letzte Prüfung in einem meiner Prüfungs-Fächern ab zu legen. Im März 1987 war mein Studium dann komplett abgeschlossen und ich war Diplom-Ingenieur.

Als wir auf dem Gelände angekommen waren, musste erst einmal alles erkundet werden: wie funktioniert die Wasserkraft?, wie oft muss das Wehr gereinigt werden?, wie richten wir uns im Wohnhaus ein?, wie kommen wir an Aufträge ran?, was machen wir mit dem Mühlengebäude?, und, und, und... .

Zwei von uns hatten noch keinen Führerschein (einer davon war ich selbst): in Berlin braucht mensch einfach kein Auto, doch hier auf dem Land war ein Auto zur Alltagsbewältigung nötig. Zum Glück hatten wir bei unserer Finanzplanung nicht nur den eigentlichen Kauf des Grundstücks, sondern auch ein Startkapital für die erste Zeit mit einkalkuliert.

Ab zur Fahrschule: dabei lernt man auch die Gegend ein wenig kennen.

Parallel haben wir auch Aufträge mit Kachelofenbau ausgeführt – unsere ersten gemeinsamen Einnahmen.

Ein Gartenbaubetrieb wurde ebenfalls angemeldet und auch da gab es erste Aufträge.

Mit meinem Diplom und einer Bescheinigung über entsprechende praktische Tätigkeit im Heizungsbau bin ich dann zur Handwerkskammer in Hildesheim und bekam die Eintragung für «Heizungs und Lüftung» und für «Sanitär» in die Handwerksrolle.

Zudem gab es bei uns in Brunkensen noch die Bereiche «Stricken» und «Textil»

Damit war die Basis unserer Betriebe für die gemeinsame Kasse gelegt.

Das Finanzielle war allerdings nicht das Problem in der Anfangszeit.

Wir sassen häufig zum «Plenum» zusammen, um unsere Vorstellungen heraus zu finden, wie wir uns im gemeinsamen Projekt «Werkhof» alle einbringen und wiederfinden. Dabei kam es auch häufiger zu Streitereien und persönlichen Konflikten untereinander, wo liegt genau der Unterschied von Anspruch und gelebter Realität?

Uns fehlte die Fähigkeit und die Mittel mit solchen Situationen des Zusammenlebens gut

umgehen zu können. Häufig hatte ich das Gefühl, wir zermürben uns im Alltag und konnten erst bei den monatlichen Treffen mit unserer Berliner Stadtgruppe wieder Kraft tanken. Um so eng zusammen zu leben und eine gemeinsame Perspektive leben zu wollen, muss ein recht grosses gegenseitiges Vertrauen vorhanden sein. Wir waren auf der Suche danach, dieses Vertrauen auf zu bauen.

Kontakte zu verschiedenen Gemeinschaften in der näheren Umgebung ergab, dass daraus ein monatliche Treffen entstanden sind. Es war die Neugierde zu sehen, wie die jeweilige Gruppe an den entsprechenden Orten zusammen lebt, welche Erfahrungen im Zusammenleben gemacht werden und was wir von den anderen lernen konnten. Die Erkenntnis, dass Konflikte des Zusammenlebens in den einzelnen Gruppen meist nach einem ähnlichen Schema ablaufen und welche Lösungsansätze dazu gefunden wurden war hilfreich in der eigenen Gruppe, den Lösungen näher zu kommen.

Die Gruppen waren sehr unterschiedlich:

Steyerberg, eine Gemeinschaft auf eher spirituellen Basis.

Lutter, eine eher Polit-Gemeinschaft auf einer historischen Burg-Anlage.

Bockenem, eine Gemeinschaft auf der Basis eines Druckerei-Kollektivs.

Heiningen, eine grössere Gemeinschaft mit diversen Betrieben auf altem Ritter- und Klostergut.

Ich weiss nicht, welche Gruppen ich aus dieser Anfangszeit der Treffen vergessen habe, jedenfalls kam dann die

Kommune Niederkaufungen dazu (aus dem oben schon einmal erwähnten 100-Leute-Projekt entstanden).

Es war spannend, die einzelnen Gruppen kennen zu lernen, häufig hat sich auch ein Austausch ergeben, wenn die Fähigkeiten in einer Gruppe bei anderen hilfreich sein konnte.

Zusätzlich ist daraus auch die Idee entstanden, in einem grösseren Rahmen ein **nationales Kommune-Treffen** zu initiieren.

Dieses erste grosse Treffen fand auf Gelände der Kommune Lutter im Frühjahr 1989 statt (wenn ich dies richtig in Erinnerung habe) und ging über drei Tage. Ich war, wie auch andere Leute aus dem Kreis der oben genannten Initiativ-Gruppen, ca. eine Woche vorher angereist, um bei den Vorbereitungen (sowohl der räumlichen als auch inhaltlichen Aspekte) zu helfen. Schon diese Vorbereitungszeit ist mir als sehr eindrücklich in Erinnerung geblieben, wie freudig wir auf dieses Ereignis hin fieberten.

Insgesamt kamen dann ca. 50 Menschen aus den verschiedensten Gruppen nach Lutter.

Neben den oben bereits genannten Gruppen sind mir noch weitere in Erinnerung:

Reinighof aus dem Pfälzer Wald,

Finkhof aus dem Allgäu,

Zorrow aus Berlin

und **Zegg** bei Berlin, die damals gerade im Entstehen war.

(diese Liste ist sicherlich unvollständig).

Wer sich da etwas genauer informieren möchte, sollte auf <https://www.kommuja.de/> weiter in das Thema einsteigen. Ich war bei den ersten Treffen bis 1995 mit dabei.

Das war schon eine recht brisante Mischung an Menschen, die da zusammen kamen: alle waren neugierig aufeinander, auf die Alltagserfahrungen in den einzelnen Gruppen mit deren Beziehungen untereinander, auch den Konflikten, die erlebt wurden und den

Zielen, die in den einzelnen Gruppen verfolgt wurden. Es wurden Vernetzungspunkte gesucht und letztendlich auch gefunden. Da wurde die Grundlagen gelegt für eine gemeinsame (interne) Zeitschrift zum Austausch untereinander, der «**Kommunja**». Da wurden regelmässige jährliche Treffen vereinbart. Diese nationalen Kommunitreffen gibt es heute noch. Da ist der Grundstein für ein gemeinsames Buchprojekt entstanden: das «**KommuneBuch**», welches bisher in zwei unterschiedlichen Auflagen erschienen ist. Da ist auch irgendwie schon die Basis für eine andere Treffen für Kommune-Interessierte entstanden, den «**Los Geht's Treffen**». Nicht alles fand auf diesem ersten Treffen Lutter wirklich statt, aber irgendwie sehe ich doch, dass dort die ersten Keime gelegt wurden.

Die Gruppe, die am meisten, die Neugierde geweckt hatte, war sicherlich ZEGG, weil deren Ansatz weniger im Politischen lag und keine gemeinsame Ökonomie angestrebt wurde, sondern im Aufbrechen vorhandener gesellschaftlich geprägter zwischenmenschlicher Beziehungen mit dem Ziel, mehr Nähe und Offenheit her zu stellen. Unklar blieb, inwieweit dies innerhalb von ZEGG gleichberechtigt und gemeinsam entwickelt wurde, oder ob ein Dogma mit Gurrus bei ZEGG die Richtung vorgibt. Jedenfalls gibt es die Gruppe heute noch und ich habe (sehr viel später) einige andere Menschen kennen gelernt, die eine Zeit lang dort gelebt hatten und dieses Erleben als eine Bereicherung in ihrer Persönlichkeitsfestigkeit empfunden haben. Später gab es wohl eine Diskussion innerhalb der Kommunebewegung, ob ZEGG eine Sekte sei, aber dies hatte ich eigentlich nicht mehr persönlich miterlebt.

Mir ist in Erinnerung geblieben, dass ich den Ansatz von ZEGG als einen anderen empfunden habe, als bei uns Kommunen aber das Ziel war genau das gleiche: mit anderen Menschen zusammen, eine Alternative für ein besseres Miteinander entwickeln: weg von der gesellschaftlichen Familienstruktur hin zu einer gleichberechtigten Wahlfamilie Gleichgesinnter.

Heute sehe ich grob drei Kategorien von solchen gemeinschaftlichen Lebenszusammenhängen: die politischen Kommunen, spirituelle Gruppen und später kam dann noch die Ökodorfbewegung dazu. Auf den Punkt gebracht sehe ich heute unterschiedliche Zukunftsmodelle: **Kommunen** mit einer gemeinsamen Ökonomie und angestrebter Gleichberechtigung, **spirituelle Gruppen** haben meist einen Gurrus und/oder eine übergeordnete Leitidee, Ökonomie und Gleichberechtigung sind nicht so wichtig, bei den **Ökodörflern** sehe ich meist Leute, die sich ökonomisch recht gut in der sonstigen Gesellschaft zurecht finden, meist ein spirituelles Ritual gemeinsam haben und eine ökologische Zukunft in Gemeinschaften aufbauen wollen.

Doch zurück zum Gruppen-Alltag in Brunkensen.

Wir haben es irgendwie nicht geschafft, an einem Strang zu ziehen und uns gegenseitig an der Diskrepanz zwischen Theorie und Umsetzung im Alltag abgearbeitet und zerstritten. Heute könnte ich gar nicht mehr sagen, wo genau das Problem lag, es waren alltägliche Nervereien untereinander. Auch die zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb der Gruppe und mit PartnerInnen ausserhalb des Gruppenalltags spielten eine gewisse zersetzende Rolle. Jedenfalls kam es irgendwann zu einer Aufteilung in zwei Küchen und sogar Wohneinheiten. Auch die hochgelobte **Gemeinsame Kasse** hat nur zum Teil funktioniert, mit den Berliner Stadtleuten gab es diesen Ansatz sowieso nicht und in Brunkensen gab es zusammen mit der zweiten Küche da auch eine Trennung. Trotzdem haben wir weiterhin über den Kachelofenbau, den Gartenbaubetrieb, über

Apfelmostverkauf und den Heizung- und Solaranlagenbau gemeinsame Einnahmen erwirtschaftet.

Mein Bereich und auch meine empfundene Herausforderung war der **Heizung- und Solaranlagenbau**.

Durch mein Fachwissen und die formelle Legitimation für dieses Handwerk, war es schwer (vielleicht sogar unmöglich) eine gleichberechtigte Struktur in unserem Arbeitsbereich auf zu bauen. Andererseits hat der Bereich funktioniert: wir bekamen tatsächlich Aufträge, Heizungen, Lüftungsanlagen und auch thermische Solaranlagen zu bauen. In vielen Sitzungen haben wir versucht, ein realistisches Modell zu entwickeln, wie wir zu viert diesen Bereich gemeinsam gestalten können (ich habe heute noch das Protokollbuch dieser Sitzungen). Aber auch hier hat uns der Alltag überrollt: Aufträge kamen rein und mussten abgewickelt werden, da hat der «Sachzwang» das Tempo bestimmt und sich über unsere Ideale hinweggesetzt. Es war eine spannende Zeit und ein gewisser Stolz ist mir geblieben, dass es tatsächlich funktioniert hat, in diesem Arbeitsbereich zusammen Geld zu verdienen.

Ein weiterer Aspekt war in dieser Zeit ein Glücksfall für mich im Bereich der Solar-Technik. Auf einer Fahrt nach Berlin, wo ich mich mit Leuten aus der Bülowstraße 52 treffen wollte, um über eine neue thermische Solaranlage zu reden, (jetzt als offizielles Selbsthilfeprojekt musste die Selbstbau-Anlage im Rahmen der Dachsanierung demontiert werden und sollte durch eine neue Anlage ersetzt werden) habe ich in Braunschweig die gerade gegründete Herstellerfirma **Solvis** kennen gelernt (das waren damals gerade einmal sieben GründerInnen). Solvis hat einen neuen großflächigen Sonnenkollektor entwickelt und Partnerfirmen zur Montage gesucht. Aus einem möglichen Auftrag in der Bülowstraße 52 ist zwar nichts geworden, aber der Kontakt zu Solvis hat sich danach weiter entwickelt. Solartechnik war damals noch absolutes Neuland: es gab vorher so um das Jahr 1980 herum einen kurzzeitigen solaren Boom thermischer Anlagen, in dem einige Förder- und Versuchsprojekte realisiert wurden, die aber nach Ende der Fördergelder wieder völlig an Bedeutung verloren hatten.



Kollektormontage bei Freunden in Volkersthausen

Jetzt zu Beginn der 90iger Jahre sah es gerade durch die Initiative kleinerer Firmen nach einem neuen Boom und Entwicklung für thermische Solaranlagen aus. Solvis war so eine Firma, die sich aber ganz klar als Hersteller verstand und Betriebe für die Installation ihrer Anlagen bei den Kunden suchte. In diese Lücke sind wir rein gerutscht: Solvis bekam die Kundenanfragen, hat diese an uns weiter vermittelt und wir haben in einem etwas grösseren Umkreis die Anlagen installiert. Unsere erste Kollektormontage mit dem

System Solvis fand in Herzberg bei einem Lehrer statt, weitere Montagen in Hannover, Wolfsburg, Gifhorn, Braunschweig und weiteren Orten folgten. Es gab damals keine «normalen» Heizungsbauer, die sich an die Solaranlagen heran trauten, so kamen wir bei diesen Montageaufträgen zum Zug.

In diesem Zusammenhang fand ein für mich ebenfalls recht prägendes Initialtreffen statt: am 15. und 16. Dezember 1988 wurde im Energie- und Umweltzentrum in Springe-Eldagsen der **Nordsolar-Verband** für Betriebe der Solarbranche im Norddeutschen Raum gegründet. Das Energie- und Umweltzentrum in Springe-Eldagsen war aus der zu Beginn meiner Berliner Zeit erwähnten «Es geht auch anders» - Wanderausstellung entstanden und versteht sich als Tagungsgelände und Beratungszentrum für einen Wandel der Energiepolitik. Bei diesem ersten Nordsolar-Treffen waren mit Solvis und Wagner&Co zwei Hersteller, mehrere Handwerksbetriebe (meist kaum viel grösser als wir) und Planer (Eldagsen) vertreten. Dort wurden die ersten Grundlagen für einen gemeinsamen Austausch und Zusammenarbeit gelegt. Das zweite Nordsolar-Treffen fand dann schon Ende Februar 1989 in Heiningen beim oben schon genannten Ritter- und Klostergut Heiningen statt. Das waren damals noch alles Treffen reiner «Solar-Idealisten», die die Solartechnik voranbringen wollten. Der Verband Nordsolar hat sich entwickelt, vergrößert und existiert heute noch. Der Verband umfasst mittlerweile ca. 40-50 Betriebe der Solarbranche (Hersteller, Montagefirmen und Planer), die die zweimal jährlich treffen und austauschen.

In Brunkensen hatten wir jedoch nicht nur versucht, unsere Betriebe auf zu bauen, uns im Alltag gestritten, wir haben auch versucht, möglichst viel Selbstversorgung zu erreichen. Ein Gemüsegarten wurde angelegt, für den Gartenbau hatten wir eine kleine Baumschule und auch mit einer Tierhaltung gab es verschiedene Ansätze: Schafe, Gänse, Hühner, Hund und Katzen sowie unsere Siebenschläfer in der Remise. Ein wichtiges Event war auch jedes Jahr die Apfelernte, der anschliessende Besuch in der Mosterei bei Hannover und danach der Saftvertrieb. Natürlich musste auch vieles instandgesetzt werden und die Aufrechterhaltung unserer Wasserkraft hat ebenfalls viel Energie gefordert. Ja schade eigentlich - zumindest für mich – dass wir uns im Zusammenleben gestritten haben. Jedenfalls bin ich im Herbst 1989 zu der Entscheidung gekommen, den Werkhof Brunkensen zu verlassen ohne genau zu wissen, was dann kommt. Doch es waren sehr ereignisreiche und intensive zwei Jahre meines Lebens für die ich sehr dankbar bin.

Den Werkhof Brunkensen gibt es heute noch, wenn auch nicht als Kommune mit Gemeinsamer Kasse, so doch als Lebensgemeinschaft und Werkstätten für Kunsthandwerk. Die jährlich statt findenden **Kunst- und Kulturtage** auf dem Werkhof Brunkensen/Alfeld sind ein festes Event in der Region geworden. Der Besitz liegt nach wie vor in Vereinshand (also kein persönlicher Besitz an Grund und Boden).

Mein Weg führte ins **Wendland**.

Einen Bezug zum Wendland hatte ich schon seit längerem. 1977 hatte der damaliger Ministerpräsident von Niedersachsen, Ernst Albrecht, Gorleben, eine kleine Gemeinde im Wendland, als einen Standort für ein «Nukleares Entsorgungszentrum» verkündet. Das Wendland war auf drei Seiten von der Grenze zur DDR umgeben, im Krisenfall wäre es einfach gewesen, die vierte Seite ab zuriegeln, der Landkreis war dünn besiedelt und wählte eher rechts – daher wurde mit wenig

Widerstand gerechnet. Aber Herr Albrecht hatte sich verrechnet: die meist bäuerliche Bevölkerung setzte sich sehr entschieden zur Wehr. Dabei gab es eine Polarisierung der Bewohner des Landkreises in «Pro und Contra», aber auch eine Offenheit für Leute aus den Städten, die sich dem Widerstand gegen diese atomaren Pläne anschlossen.

1978 gab es bundesweite Aktionstage «**Gorleben soll Leben**».

1979 gab es einen **Treck nach Hannover**, viel Solidarität und einer Anschlusskundgebung von 100.000 Menschen.

1980 wurde im Mai die Erkundungsbohrstelle 1004 besetzt und die «**Freie Republik Wendland**» ausgerufen. Es wurden Hütten errichtet und Alternatives (Widerstands-)Leben gelebt.

Am 04. Juni 1980 wurde dieses Hüttendorf gewaltsam durch Polizei und Grenzschutz geräumt, bekam aber enorme mediale Beachtung und löste bundesweite Proteste gegen diese Räumung aus.

Ich hatte dieses Geschehen von Berlin aus verfolgt, war aber noch nicht bei den Protesten im Wendland dabei, sondern bin erstmals zu einer Großkundgebung im September 1982 an der Zwischenlagerbaustelle im Wendland gewesen, dem «**Tanz auf dem Vulkan**». Bei dieser Demo ging es ein wenig so zu, wie bei den Straßenschlachten in Berlin, aber andererseits auch wiederum ganz anders: alles im Wald, nicht nur schwarz gekleidete Autonome, auch viele Menschen der örtlichen Region. Viele (auch der Einheimischen) trugen Helme auf dem Kopf, um sich vor Verletzungen durch Polizeiknüppel zu schützen. Es gab noch kein «Vermummungsverbot», das wurde erst später erfunden. Die Polizeimacht war übermächtig, aber es wurde ein deutliches Zeichen gesetzt, dass die geplanten Atomanlagen hier im Landkreis nicht geduldet sind.

Ich war damals mit Charlottenburger Leuten aus der Hausbesetzerszene und einem Freund aus meinen Oecotechnik und Stattdach-Zusammenhängen ins Wendland gereist. Wir übernachteten auf einem kleinen Hof in Prezelle, den Leute aus dem Berliner Gorleben-Freundskreis gekauft hatten. Dort lebte auch die wissenschaftliche Angestellte aus dem Energieseminar, die ich vom Energieseminar her kannte. In den Folgejahren hatten wir viele Seminargruppen des Energie-Seminars auf diesem Hof durchgeführt: Gewächshausbau, Windradbau, Gartenanlegen, Sonnenkocher, Fußbodendämmung mit Weinflaschen, Schlauchkollektor, Mistkollektor, Kachelofen- und Brotbackofenbau. Für viele der StudentInnen und auch für mich gab es so eine innige Beziehung zu diesem Hof in Prezelle.

Als wir uns mit unserem Werkhof-Projekt nach einem geeigneten Objekt auf dem Land umgesehen hatten, hatten wir auch einige Grundstücke im Wendland im Visier. Letztendlich ist da jedoch nichts draus geworden, weil es in unserer berliner Etagengruppe keinen Konsens für einen Umzug ins Wendland gab.

Ich fand das schade, weil ich gerne ins Wendland gezogen wäre.

Zu dem Zeitpunkt, als ich dann beschlossen hatte, den Werkhof Brunkensen zu verlassen, gab es auf dem Hof in Prezelle auch ein Ereignis, welches eine Neuausrichtung erforderte: eine Beziehung war in die Brüche gegangen und damit stand die Basis zur weiteren Entwicklung in Prezelle in Frage: es mussten neue MitbewohnerInnen gefunden werden. So kam es dort zu einem Neustart.

Irgendwann im Jahr 1989 bin ich dann nach Prezelle gezogen.

Zeitgleich ist auch Margitta und ihre Tochter von Brunkensen aus nach Prezelle gezogen. Und ebenfalls gleichzeitig ist jemand aus Schmarsau (liegt in der Nähe von Prezelle) mit seiner Freundin, die gerade aus Berlin ins Wendland gezogen war, sowie eine weitere

gemeinsame Bekannte aus Berlin mit auf dem Hof eingezogen.

Wir waren damit eine völlig neu zusammengewürfelte Gruppe mit sieben Erwachsenen und einem Kind.

Also wieder eine spannende neue Gruppenphase.

Ich hatte den Solaranlagen- und Heizungsbaubetrieb mit nach Prezelle verlegt, weil er in Brunkensen nicht weiter geführt werden konnte und noch Aufträge abgewickelt werden mussten. Es war auch meine Verdienstmöglichkeit, die von der Handwerks-Berechtigung her an meine Person gekoppelt war. Also auch für den Betrieb bedeutete dies einen Neustart im Wendland allerdings auf den vorher erarbeiteten Kontakten aufbauend und mit Montagebaustellen im Raum Salzgitter, Braunschweiger, Hannover, Wolfsburg und Gifhorn. Weil ich diese Aufträge nicht alleine abwickeln konnte, aber auch weil es eine gute Einnahmequelle war, haben die anderen aus der neu zusammengewürfelten Gruppe da mit gearbeitet. Zusätzlich kam noch ein weiteres Pärchen hinzu, welches aus dem Freundeskreis des Prezeller Hofes stammte und die dort die neue Entwicklung mit bekamen. So haben wir einige Kollektoren zusammen auf die diversen Dächer montiert, meist viele km vom Wendland aus entfernt.

Es war wiederum eine sehr geschichtsträchtige Zeit.

Wir waren noch stark damit beschäftigt, uns gegenseitig kennen zu lernen, unseren Alltag zu finden und unsere Ideen für die zukünftige Entwicklung auf dem Hof zu erarbeiten, als in Berlin die Mauer «fiel» und mit der Grenzöffnung der Beginn der Deutschen Wiedervereinigung begann. Wir hatten in Prezelle (fast) alle einen sehr konkreten Bezug und gelebte Geschichte mit Berlin erfahren und entsprechend neugierig verfolgten wir die aktuelle Entwicklung.

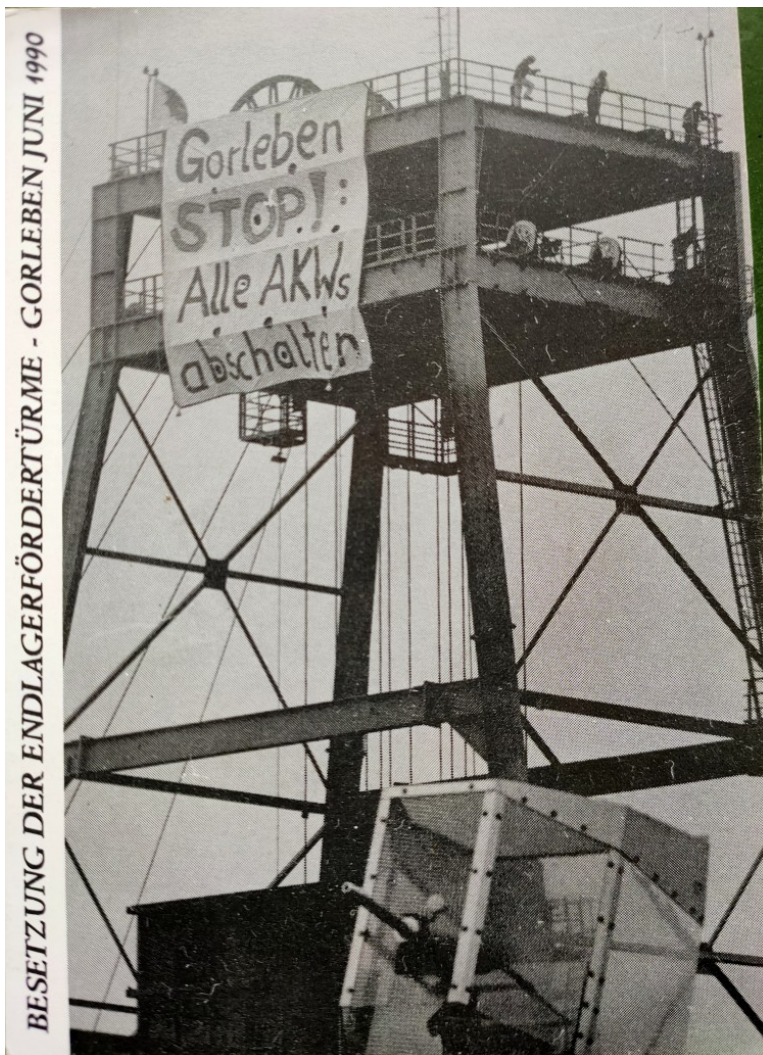
Plötzlich lag das Wendland nicht mehr ganz am Rande von (West-)Deutschland, sondern war mittendrin.

Das «Nukleare Entsorgungszentrum» war zwischenzeitlich auch schon Geschichte.

Zwar sollte bei Gorleben noch Zwischenlager und Erkundungsbaustelle für ein atomares Endlager entstehen, aber die Wiederaufarbeitungsanlage sollte erst nach Dragahn, dann nach Wackersdorf in Bayern verlagert werden. Die Wiederaufarbeitungsanlage wurde später als «politisch nicht durchsetzbar» angesehen und der Wunsch nach waffenfähigem Plutonium musste in den Köpfen der atomaren Hardlinern nach anderen Wegen suchen. Zwischenlager und Erkundungsbaustelle für ein atomares Endlager blieben aber in unserem Alltag eine alltägliche Bedrohung, der ein Widerstand entgegengesetzt werden musste. So gehörten die «Montagsblockaden» vor der Zwischenlagerbaustelle, die immer von anderen Widerstandsgruppen organisiert wurden, mit in unseren Alltag. Widerstand bedeutete aber nicht nur «gegen etwas sein», dem sollte auch «etwas anderes» entgegengesetzt werden. Aus den Widerstandskreisen hatten sich viele Künstler und Kunsthandwerker im Wendland angesiedelt und so waren mit «Fahr in die Höhe» der Grundstein für das spätere Event zwischen Himmelfahrt und Pfingsten, den «Wunderpunkten» entstanden, die noch heute als «KLP (Kulturelle Land Partie)» ein fester Bestandteil des Wendländischen Kalenders sind.

Wir hatten von Prezelle aus versucht, uns in feste Widerstandsgruppen ein zu bringen, die Aktionen durchführten mit deren Präsenz gegen die atomaren Vorhaben im Landkreis und generell gegen den Einsatz der Atomkraft aufmerksam gemacht werden sollte. Aus diesen Zusammenhängen heraus, haben wir eine Besetzung zweier Bohrtürme des Endlager-Erkundungsbergwerks durchgeführt, die später eine Folgegeschichte erfahren sollte. Anlass war, dass die neue «Rot-Grüne Niedersächsische Regierung» nach ihrer 100

tägigen Schonfrist, eine Erinnerung erhalten sollte, dass es an der Zeit sei, von den Gorleben-Plänen ab zu rücken.



Besetzung des Förderturms beim Erkundungsbergwerk Gorleben

Dieses Erkundungsbergwerk mit Maschendrahtzaun und einer vier Meter hohen Mauer wurde trotz Wachschutz auf dem Bergwerksgelände von uns im Morgengrauen in einer Blitzaktion mit zusammengeagelten Holzleitern geentert und die Bohrtürme besetzt. Ein Bohrturm wurde nach mehreren Stunden wieder freigegeben, der andere (auf dem auch ich mit dabei sein durfte) wurde 24 Stunden lang besetzt und so ruhten für einen Tag lang die Erkundungsarbeiten auf der Baustelle.

Es war Mittsommer und so kamen immer mehr UnterstützerInnen ausserhalb des Zauns zusammen, um uns zu unterstützen. Abends entstand so ein richtiges Widerstandsfest, wenn auch zweigeteilt: Leute auf dem Turm und Leute mit Musikunterstützung unten. Nachdem wir am nächsten Morgen den Turm verlassen hatten, wurden wir zur Polizeistation nach Lüchow verfrachtet, erkennungsdienstlich «erfasst» und nach mehreren Stunden dann entlassen.

Die juristischen Konsequenzen sollten folgen.

Parallel war aber auch das Zusammenfinden der Wohngruppe in Prezelle sehr spannend und ebenso die Durchführung der Solarbaustellen. Vieles lief ja konzentriert bei Montagebaustellen, die weiter entfernt lagen. Bei so einer Baustelle in Braunschweig hatte ich dann einen Unfall. Ich stürzte mit Material in der Hand von einer Leiter und habe mir dabei einen Unterarm gebrochen. Eigentlich gar nicht so schlimm, ich war aber für einige Wochen gehandicapt und war auf Mithilfe angewiesen, weil natürlich Termindruck bei den Baustellen vorhanden war. So kam es, dass die beiden oben schon erwähnten Freunde vom Prezeller Hofleben mit in Prezelle eingezogen sind und auch bei den Baustellen dabei waren. Unsere ganze Hofgemeinschaft hatte sich nochmal ein wenig «sortiert» und so haben wir über viele Zukunftsgespräche wieder versucht mit sieben Erwachsenen aus einer gemeinsamen Kasse zu leben: «Leben, Widerstand gegen die Atomanlagen und Arbeiten zum Geldverdienen» zusammen zu fügen. Dies war für uns alle eine sehr intensive Zeit, die uns ein gutes Stück weit zusammengeschweisst hat. Wir haben auch weiterhin an den bundesweiten Kommune-Treffen teil genommen, als

neue Gruppe «Prezelle».

Dies ging jedoch nur wenige Monate gut.

Die wissenschaftliche Angestellte war ein wenig aus dem Gruppengeschehen herausgefallen, weil sie aus Ausbildungsgründen zur Heilpraktikerin viel in Berlin sein musste. Weil sie die Besitzerin des Grundstücks war, kam es an einer eher unbedeutenden Meinungsverschiedenheit zum Bruch und sie meinte, «es ist besser, wenn ihr Prezelle verlässt».

Wir anderen (sechs Erwachsene und zwei Kinder) wollten aber weiterhin so eng zusammenleben und haben ein neues Domizil gesucht.....

..... und als **Kommune Karmitz** gefunden.

Also:

Wieder einen Verein gründen (den **Clan e.V.**), Grundstück mit renovierungsbedürftigen Gebäuden suchen und als Clan e.V. kaufen, uns in neuer Umgebung einrichten, einen Alltag finden und der Betrieb ist natürlich auch wieder mit umgezogen.

Bei der Vereinssatzung konnten wir auf gemachte Erfahrungen vom Werkhof aufbauen: was die Besitz-Neutralisierung betrifft, hatte das ja zu unserer Zufriedenheit gut funktioniert. Wir hatten allerdings beim Werkhof Probleme mit dem Kapital, was einzelne eingebracht hatten, wie damit beim Ausscheiden der Leute umgegangen werden sollte. Aus den dort gemachten negativen Erfahrungen haben wir dann beim Clan eine Regelung gefunden, wie ausscheidende Menschen bei Bedarf ihr Geld wieder zurück bekommen können, ohne, dass dies zwangsläufig die verbleibende Gruppe vor grössere finanzielle Probleme stellt. Wenn ich mich nicht sehr täusche, sind diese Regelungen, die beim Clan e.V. angewendet wurden, später auch in Satzungen anderer Kommune-Gründungen im Wendland mit ein geflossen.

Soweit ein paar formelle Details zur **Besitz-Neutralität**.

Es war uns überraschend einfach gelungen, uns mit allen Erwachsenen aus der Prezeller Gruppe auf dieses Karmitzer «Objekt» im Zentrum des Wendlands zu einigen.

Wir hatten auch schnell einen Rahmen für unseren Alltag gefunden: alle hatten bei der Wochengestaltung einen Haushaltstag übernommen, bei dem neben Kochen und Putzen auch die Holzöfen zu beheizen waren. Das war zwar sehr zeitintensiv, aber weil alle einen fixen Tag übernommen hatten, waren die anderen Tage frei für sonstige Aktivitäten: vom Heizungsbau über Garten urbar machen und gestalten zu Renovierungs- und Einrichtungsarbeiten ... langweilig wurde uns nicht und zu allem kam die Teilnahme am Widerstandsleben des Wendlands und den Kontakt zu unseren Kommune-Zusammenhängen wollten wir auch nicht verlieren.

Besonders diese Kontakte zu den Kommune-Zusammenhängen sind mir aus der Karmitzer Anfangszeit in Erinnerung geblieben. Dies betrifft nicht nur die Teilnahme an Treffen und Diskussionen, wir haben auch Heizungsbauarbeiten bei anderen Gruppen ausgeführt. Auch hierbei wurden neue Austausch-Varianten -vorbei am monetären Vergleichswert- ausprobiert.

So haben Leute von uns bei der Kaufunger Gemeinschaftsküchen-Baustelle geholfen und die Leitungen verlegt, die Kaufunger kamen zu unserer Dachboden-Baustelle und so wurde sich gegenseitig geholfen und am Gruppenleben der jeweils anderen Kommune teil genommen. Oder auch aus verschiedenen Kommunen kamen Leute zusammen und haben ein Bauprojekt bei einer anderen Gruppe zusammen realisiert. Diesen Austausch

unter den einzelnen Kommunen habe ich besonders schön und bereichernd in Erinnerung behalten.

Spannend war auch unser Umgang mit der eingesessenen Dorfgemeinschaft. Karmitz hat einen recht bemerkenswerten Dorfzusammenhalt mit gemeinsamen Aktivitäten und Feierlichkeiten. Das Besondere des Wendlands ist ja die Offenheit für Menschen aus anderen Zusammenhängen, was ironischer Weise (wie oben schon einmal beschrieben) eine Folge des Dorfleben-Widerstandes ist. In Karmitz hatten wir das Glück eine tolle Dorfgemeinschaft vor zu finden – bei unserem Einweihungs-Fest, hatten wir das gesamte Dorf eingeladen und die Dorfgemeinschaft war neugierig auf uns und kam zu unserem Fest. Im Gegenzug sind wir zu den jährlich statt findenden Treffen im Dorfgemeinschaftshaus zu Doppelkopf- und Kniffel-Spielen gegangen. Einzelne Kommunarden haben sich in der Feuerwehr engagiert oder haben bei Dorfarbeitstagen mit gemacht. Obwohl wir anders lebten, waren wir von nun an Teil des «Dorfleben Karmitz» geworden.

Die Anfangszeit an einem neuen Ort war immer besonders geprägt von Renovierungsarbeiten an Gemeinschaftsräumen und Zimmer einrichten. Häufig waren auch grundlegenden Arbeiten an Elektrik- und Wasserleitungen sowie Verbesserung der Heizmöglichkeiten dominierend, Fenster und Türen waren auch immer ein Thema. Auch eine vernünftige Abwasser-Kläranlage musste her. So war es natürlich auch in Karmitz. Wir hatten schnell gemerkt, dass wir mit den Einzelöfen keine vernünftige Beheizung unseres Lebensraumes hin bekommen und sind so recht früh an das Projekt einer zentralen Beheizung gegangen. Wir strebten eine zentrale Stückholz-Heizung mit solarer Brauchwasserunterstützung an. Damals waren solche Systeme noch «Neuland» und entsprechend gross unser Ehrgeiz. In unser System wurde ein Prototyp eines solaren Schichtenspeichers der Firma Solvis mit integriert. So konnte ich auch genügend Erfahrungen sammeln für spätere Kundenanlagen unseres Heizungsbaubetriebes.



Kollektoren auf dem ausgebauten Dachboden in Karmitz

Der Betrieb zum Heizung- und Solaranlagenbau war sicherlich für mich die Hauptherausforderung. Neben den thermischen Solaranlagen und den Stückholz-Heizungen war auch im Bereich der Gasheizungen mit den ersten Brennwerttechnik-Heizkesseln ein weiterer Bereich mit innovativen Entwicklungen in unserem Aufgabenfeld. Nur leider ist das alles sehr zeitaufwendig und nervenaufreibend,

besonders, da wir immer Produkte kleiner Hersteller eingebaut haben. Teilweise hatte ich das Gefühl, die Hersteller entwickeln ihre Produkte auf den Erfahrungen von uns innovativen Handwerkern. Wenn so ein Heizkessel bei unseren Kunden auf «Störung» ging, kam ein Anruf und es musste sofort gehandelt werden man war immer abhängig vom Funktionieren der eingebauten Technik. Ich erinnere mich noch an einen Fall, als bei deutlichen Minusgraden in Nienwalde am anderen Ende des Wendlands ein Gasregler defekt war, bis ich dort ankam war der Heizkessel auf dem unbeheizten Dachboden schon eingefroren: Regler reparieren, Heizkessel auftauen, Kunde hatte wieder warm, mein Sonntagabend war völlig anders verlaufen als geplant.

Solche Situationen gab es häufig.

Heizungsbau in Kombination mit Notdienst ist auf Dauer abtörend.

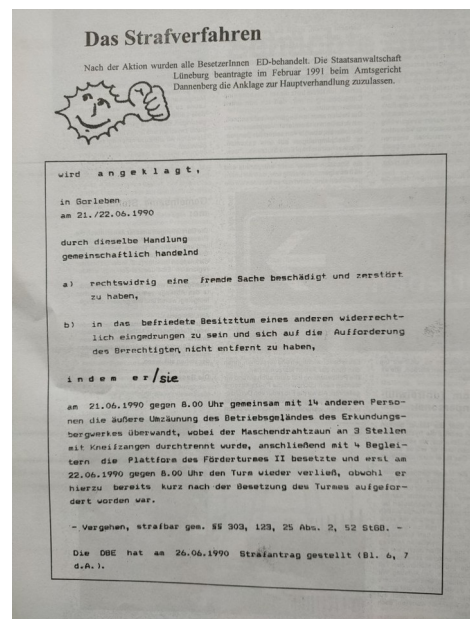
Letztendlich hat diese Erkenntnis auch den Heizungsbau und auch mich aus der Kommune Karmitz herauskatapultiert.

Aber es ging auch weiter im Kampf gegen die Atomtechnik. Neben Blockade- und andere nächtliche Aktionen hatte uns auch die Repression zu unserer Turmbesetzung von 1990 eingeholt.

Ab Juni 1992 liefen die Strafverfahren vor dem Amtsgericht in Dannenberg. Die Strafverfahren wurden gegen eine Zahlung an eine gemein nützliche Institution eingestellt. Soweit wäre die Sache ja mit überschaubarem Aufwand abgehackt gewesen, jedoch kam dann im Juni 1993 ein zivilrechtliches Verfahren dazu. Kurz vor Ablauf der Verjährungsfrist hatte die Bundesrepublik Deutschland (vertreten durch den Bundesminister für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit) einen Mahnbescheid gegen uns BesetzerInnen beantragt und wollte 129.901,10 DM (Deutsche Mark) von uns einkassieren.

«Wir zahlen keinen Pfennig» war unsere Antwort darauf.

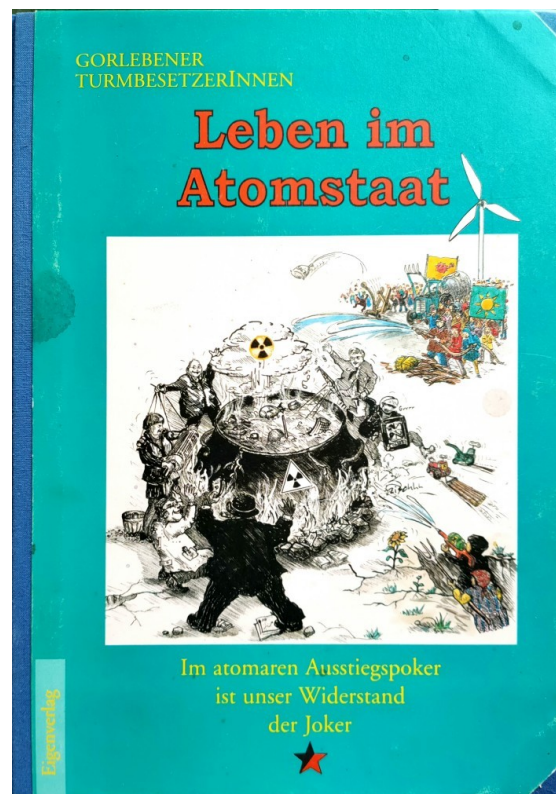
Aber dazu mussten wir den Weg durch die (Gerichts-)Instanzen gehen und uns mit diesem Nervkram auseinander setzen. Das Tolle am Widerstand gegen die Atomanlagen ist, dass es eine grosse Solidarität und Unterstützung gibt, damit man nicht alleine gegen die Repressalien der Gegenseite da steht. So erging es auch uns: schnell sind andere dazu gestossen, die einen Klagefonds initiiert hatten, damit wir nicht auf den Kosten des Verfahrens sitzen blieben und um gemeinsam für Öffentlichkeit zu sorgen. Erst hatten wir in der Auseinandersetzung mit dem Mahnbescheid eine Broschüre und später ein komplettes Buch zu unserem Anliegen erstellt:



Strafverfahren zum Turmprozeß



Broschüre zum Turmprozeß



Leben im Atomstaat

So ist zwar viel Zeit und Arbeit in dieses Verfahren geflossen, wir konnten unseren Prozeß aber für Öffentlichkeitsarbeit gegen die Atomanlagen nutzen. Wir haben letztendlich alle Gerichtsverfahren bis hoch zum Bundesverwaltungsgericht Karlsruhe verloren, glaubten uns aber trotzdem im Recht und waren gewillt, auch noch vor das Bundesverfassungsgericht zu ziehen.

Es ist verrückt, wie sich manchmal etwas zum Guten wendet, wenn man nur beharrlich dran glaubt. Irgendwann ergab eine Bundestagswahl eine «Rot-Grüne Regierung» mit Jürgen Trittin als Umweltminister. Als Trittin irgendwann zu den Atomanlagen ins Wendland gereist war, gab es im Februar 1999 ein Gespräch mit ihm zu unserem Prozeß in Dannenberg auf der Kegelbahn eines Veranstaltungsortes, bei dem er sich zwar wenig kooperativ gezeigt hat, uns aber dennoch versprochen hat, dass wir keinen Pfennig zahlen müssten. Wir waren skeptisch....

..... aber die Bundesrepublik Deutschland (vertreten durch ihren Umweltminister) hat die Schadensersatzforderung November 2000 gegen uns zurück gezogen und letztendlich sogar unsere Prozeßkosten beglichen.

Soweit etwas sehr ausführlich zu diesem Kapitel, welches sich über viele Jahre hingezogen hat, und in Prezelle 1990 begann, auch in Karmitz Thema war und letztendlich erst im November des Jahres 2000 abgeschlossen war, als ich schon längst in Dommatzen wohnte.

Das Gruppen-Alltags-Leben in Karmitz verlief eigentlich sehr gut. Wir machten vieles gemeinsam, der Austausch untereinander war vorhanden, es gab nur kleinere Problemchen im Zusammenleben: eigentlich überwog deutlich das Positive. Wir haben immense Fortschritte bei der Renovierung gemacht: der Dachboden war ausgebaut,

Aussenwände saniert, Zentralheizung verlegt, Wasser und Abwasserleitungen erneuert, ein grosses Gemeinschaftsbad gebaut, eine Kläranlage installiert, ein Garten angelegt und vieles mehr.

Schwierigkeiten und etwas «Schieflage» bekamen wir, als wir versuchten, neue Leute in die Gruppe zu integrieren. Es hatte zwar jede(R) ein «Vetorecht», wenn es um Neueinstiege ging, aber es erfordert auch Mut, dieses Vetorecht in einer Gruppensitzung einzufordern. So sind einige Neueinstiege zu übereilt zugelassen worden (so sehe ich das mit dem jetzigen zeitlichen Abstand) und dadurch hat unsere Gruppenharmonie etwas gelitten. Es braucht einfach mehr Zeit, bis sich eine neue Gruppenzusammensetzung aufeinander eingespielt hat.

Mein Problem war aber wieder einmal eher eine Überforderung mit dem Heizungsbaubetrieb. Wir hatten zu viele Aufträge und haben es nicht geschafft, da vernünftig auf die Bremse zu treten. Aus der permanenten Stress-Situation heraus sind dann andere aus der Gruppe aus diesem Arbeits-Bereich ausgestiegen und haben sich anderen Schwerpunkten zugewendet während ich mich nicht davon lösen wollte und stattdessen versucht hatte, neue Wege zu finden. Zu guter Letzt hatte ich dann mit einem «Angestellten» von ausserhalb der Kommune versucht, den Betrieb fort zu führen. Doch bald habe ich gemerkt, dass ich ja eigentlich keinen «normalen Betrieb» machen wollte..... und habe mir dann die Frage gestellt, ob ich den Betrieb auf gebe und etwas anderes innerhalb der Kommune mache, oder ob ich stattdessen den Betrieb weiter mache und die Kommune verlasse. Sollte ich innerhalb der Kommune auch noch in den Bereich Garten gehen oder einen neuen Arbeitsbereich aufbauen? Doch was sollte dieses Neue sein, es wäre letztendlich genau wie im Heizungsbau. Wahrscheinlich war ich nicht geduldig genug und hing zu sehr an meiner Alternativen Energietechnik ... jedenfalls habe ich mich gegen die Kommune und für den Betrieb entschieden.

Wieder einmal schade für mich, weil sich in der Folgezeit innerhalb der Kommune einiges neu eingespielt hatte. Es wurden gemeinsam neue Arbeitsbereiche entwickelt und aufgebaut: Brotbacken, Pizzabacken zu Pfingsten und dem Aufbau einer Mosterei wurden aus dem Gruppenzusammenhang heraus ein fester Bestandteil des Gruppenalltags. Die **Kommune Karmitz** existiert heute noch und wirtschaftet in eine Gemeinsame Kasse.

Für mich begann etwas Neues mit der Entscheidung, die Kommune verlassen zu wollen und den Betrieb weiter zu führen.

Dies war für mich auch eine Zäsur in dem Versuch, Bestandteil in gleichberechtigtem und hierarchiefreien Gruppenzusammenhang zu leben.

Ich wusste nur nicht, wo und wie ich zukünftig leben wollte.

Aber wie so häufig in meinem Leben, kam mir die Lösung dieser Frage quasi zugeflogen. Seit dem Umzug nach Brunkensen, lebte ich im immer mit Margitta zusammen. Es war nicht nur ein Zusammenleben, sondern auch sehr speziell «mal mit, mal ohne gemeinsamer Beziehung». Bis heute ist sie der vertrauteste Mensch, den ich habe. Wir waren, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen fast gleichzeitig aus der Kommune Karmitz ausgestiegen. Gerade hatten wir wieder einmal eine gemeinsame (Liebes-) Beziehung miteinander. Beide wusste wir nicht, wie genau es bei uns weiter gehen wird. Da lag es nahe, gemeinsam eine neue Perspektive zu finden und gemeinsam ein Haus und Grundstück zu kaufen.

Und mit «**Dommatzen**» war dieses Objekt auch schnell gefunden... – ...und gehörte uns nach dem Kauf je zu einer «ideellen Hälfte».

Und schon hatte die **Eigentumsfalle** zugeschlagen.

Wenn man mit einem eigenen Besitz lebt, muss man funktionieren (nach den vorgegebenen gesellschaftlichen Spielregeln), bis alle Schulden abbezahlt sind, danach ist man wieder frei und unabhängig.

Wie es geht, ohne eigenes Kapital, ein Grundstück zu erwerben – darin hatten wir nach Brunkensen und Karmitz schon Routine. Einige Privatdarlehen von Freunden, den Rest zur Not auch über eine Bank und schon kann das Abenteuer beginnen.

Im September 1993 kauften wir das gut 3600 Quadratmeter grosse Grundstück mit einem zweigeschossig ausgebauten Wohnhaus und unausgebauten Nebengebäuden. Früher war dies einmal das Wohnhaus der Besitzer eines Sägewerkes, welches schon lange nicht mehr existierte, und deren ehemaligen Besitzer auch schon lange weggezogen waren. Wir konnten das Grundstück von einer Berliner Besitzerin erwerben, die es ursprünglich als «Anlage-Immobilie» erworben hatte. Ein grosses Grundstück mit solidem Gebäudebestand, der natürlich sehr renovierungsbedürftig war. Aber auch dies kennen wir ja schon.

Der erste Winter war sehr hart.

Margitta hatte bei Göttingen einen festen Job und war daher nur zeitweise in Dommatzen.

Ich war mit meinem Betrieb «Solartechnik & Heizungsbau» samt laufender Aufträge und dem Lagerbestand von Karmitz nach Dommatzen umgezogen und musste mich gleichzeitig neu im Haus einrichten und Aufträge erledigen. Das war gar nicht so einfach, weil es an allen möglichen Punkten nur erste behelfsmässige Provisorien gab. Es gab zwar jede Menge Zimmer in dem Wohnhaus aber noch keine funktionierende Zentralheizung sondern nur zwei Küchenherde und immerhin ein Bad mit Badewanne und Elektroboiler. Nach dem Aufstehen, musste bei den winterlichen Temperaturen erst einmal geheizt werden. Wenn es dann gerade begonnen hatte, warm zu werden, musste ich zu meinen Baustellen los fahren, abends war es wieder kalt und dauerte entsprechend lange bis es halbwegs wohnlich war.

Ich war diese Anfangszeit jedoch nicht alleine auf dem Grundstück: ein Freund ist mit seinem bewohnbaren Autoanhänger mit nach Dommatzen gekommen, hat bei den beginnenden Renovierungsarbeiten und teilweise auch bei meinen Aufträgen ausgeholfen er war gelernter Heizungsbauer, wollte aber unabhängig bleiben.

Margitta war an den Wochenenden da und so kamen wir über den ersten Winter: Pläne sind gereift und wir fühlten und wohl in diesem neuen Domizil.

Im kommenden Frühjahr begann Margitta mit der Garten-Urbarmachung und -Gestaltung, ich begann mit dem Einbau einer Zentralheizung: wieder ein System mit Stückholz-Heizkessel und thermischer Solaranlage. Ein Freund startete gerade in der Uckermark eine neue Solarbetrieb und stellte Kollektoren her ... so habe ich dort drei der ersten Baureihe abgeholt und in Dommatzen in unsere Anlage integriert. Später ist diese Firma nach Eberswalde umgezogen, wurde deutlich grösser und ich habe dort häufiger Anlagenkomponenten für meine Aufträge dort bezogen.

1993 war ich nicht auf dem nationalen Kommune-Treffen, bin aber 1994 zu dem Treffen auf dem Reinighof gefahren, weil ich dort viele Leute kannte und auch in 1995 war ich kurz in Berlin auf dem UFA-Gelände, welches ich noch aus meiner Berliner Zeit kannte, quasi als Gast angereist. Danach habe ich dann allerdings den Kontakt zu diesen

Kommune-Zusammenhängen etwas verloren. Trotzdem sind mir viele Menschen aus diesen Gruppenzusammenhängen bis heute als gute Freunden verbunden geblieben.

1995 war mal wieder ein sehr markantes Jahr für den Wendländischen Widerstand.

Anfang März erlässt der Landkreis erstmals eine «Allgemeinverfügung» gegen die angekündigte Aktion zivilen Ungehorsams «Ausrangiert» und möchte damit die Bürgerrechte ausser Kraft setzen. Jedoch am 12. März beteiligen sich trotz dieser "Allgemeinverfügung" 800 Menschen an der gewaltfreien Aktion zivilen Ungehorsams. Öffentlich werden Bahnschwellen am Castor-Gleis in Dannenberg demontiert. Polizei und Bundesgrenzschutz sind massiv vertreten jedoch machtlos.

Ende März besucht die damalige Umweltministerin Angela Merkel die Baustelle und vergleicht dabei die Panne beim Beladen des ersten Castor-Behälters (Deckel war undicht), der für den Transport nach Gorleben bestimmt ist, mit einem Missgeschick in der Küche: *«Jede Hausfrau wisse doch, dass beim Backen auch mal etwas Backpulver daneben gehe.»*. Angela Merkel hiess danach bei uns im Wendland nur noch «Merkelnix».

Am 24. April 1995 gegen 20 Uhr beginnt der Castor-Transport aus dem Atomkraftwerk Philippsburg seine Fahrt in das Zwischenlager Gorleben. Dies ist der erste **Tag X**. 8.000 BeamtInnen von Polizei und Bundesgrenzschutz sind im Einsatz. Mehrere Versuche den Transport unterwegs zu stoppen verzögern ihn nur kurz. Im Landkreis Lüchow-Dannenberg errichten AktivistInnen Barrikaden auf den Gleisen, montieren Schwellen ab, setzen Strohballen und einen Heuwagen in Brand. Nach 14 Stunden Bahnfahrt trifft der Castorbehälter aus dem Baden-Württembergischen Atomkraftwerk Philippsburg gegen 10.30 Uhr am Verladebahnhof Dannenberg-Ost ein. Gegen 12.00 Uhr ist der Behälter auf einen Strassen-Tieflader verladen und setzt sich auf die 18 km lange Strecke nach Gorleben in Bewegung. 6.500 BeamtInnen von Polizei und Bundesgrenzschutz bahnen dem Transport den Weg. Mit Schlagstöcken und Wasserwerfern, vor allem aber mit Zupacken räumte die Staatsmacht DemonstrantInnen beiseite. Es kommt zu zahlreichen Verletzten. Um 17.12 Uhr schliessen sich hinter dem ersten Atommüll-Behälter die Tore des Zwischenlagers in Gorleben.

Dieser erste Castor-Transport kostet die SteuerzahlerInnen ca. 55 Millionen Deutsche Mark. Folgende Castortransporte sollten noch deutlich teurer werden.

Aber Widerstand bedeutet nicht nur erbitterte Auseinandersetzungen mit der Staatsmacht, es bedeutet auch viel Solidarität und gemeinsame positive Zeichen zu setzen. Das Kultur-Event zwischen Himmelfahrt und Pfingsten habe ich schon erwähnt, für August 1995 wurde bei Grabow ein Open-Air-Festival **«Stay rude – Stay rebel»** zu Gunsten des Wendländischen Widerstandes organisiert. Am 26.08.1995 kommen insgesamt -trotz Regen- mehr als 5.000 Menschen zum Festival. Es spielen fast 48 Stunden non-stop und ohne Gage 24 Bands, darunter



"Stay rude - Stay rebel" - beim Verlegen einer Wasserleitung

namhafte wie No Sports, Wolf Mahn, Ulla Meinecke, Fettes Brot, Inga Rumpf, The Bates und als "Special Guest" Die Toten Hosen.

Im Mai 1996 war dann **Tag X²** – der zweite Castor-Transport, diesmal aus der Wiederaufarbeitungsanlage La Hague in Frankreich, entlang der Bahnstrecke und auch danach auf den 18 km Strassenstrecke kommt es zu erbitterten Blockadeaktionen. Den 6.000 DemonstrantInnen stehen diesmal 9.000 BeamtInnen entgegen, dieser Transport wird die Staatskasse etwa 90 Millionen Deutsche Mark kosten.

Neben vielen anderen Aktionen kommt es im weiteren Jahresverlauf auch zu öffentlichem Bahnschienen-Sägen (Übungen für den nächsten Castortransport) sowie zu zahlreichen Anschlägen mit Wurfanker auf die Oberleitungen der Bahn nach dem Motto «Stoppt die Bahn – Stoppt den Castor».

TäterInnen konnte die Polizei nicht ermitteln....

..... stattdessen wurden Jahre später in mehreren (wenn ich mich recht entsinne waren es sechs im Wendland) Häusern von AtomkraftgegnerInnen zeitgleich Hausdurchsuchungen durchgeführt. Einen Erkenntnisgewinn brachte das aber nicht, sondern diente vor allem offensichtlich hauptsächlich der Einschüchterung.

Wir waren davon in Dommatzen auch betroffen.

Es ist schon verrückt, wenn du morgens um sechs geweckt wirst, dein Haus mit reichlich «Uniformierten» abgeriegelt ist (keine(r) kommt rein oder raus) und alles wird auf den Kopf gestellt. Es gibt ein offizielles Papier mit einer richterlichen Anordnung, die aber eher nichtssagend ist und du bist völlig machtlos.

Lustig (vielleicht aber auch ein wenig auf den Punkt zutreffend) fand ich bei dieser Hausdurchsuchung, dass 3.000 Exemplare des frisch gedruckten Buches «**Leben im Atomstaat**» unter meinem Bett zutage kamen. Ich hatte die zweite Auflage unseres oben schon genannten Buches wenige Tage vorher aus der Druckerei abgeholt, der Vertrieb erfolgte von Dommatzen aus.

Die BeamtInnen haben dann aber doch darauf verzichtet, wirklich in jede einzelne Kiste (mit je 12 Büchern) zu schauen und vielleicht sogar in unserem Buch zu lesen.....

Ja wie bezeichnend: «**Leben im Atomstaat**»!

Jahre später gab es bei uns in Dommatzen eine zweite Hausdurchsuchung – wieder unter einem fadenscheinigen Vorwand, weil auf irgendeinem Flugblatt der Name einer Mitbewohnerin unter einem Flugblatt stand.

Wieder ein reiner Einschüchterungsversuch.

Beim dritten Castor-Transport 1997 werden 6 Behälter zu einem Sixpack zusammengeführt, 3 Behälter aus Neckarwestheim, 1 aus Grundremmingen und 2 aus La Hague. Der Transport beginnt am 28.02.1997 in Neckarwestheim und erreicht nach erbitterten Protesten erst am 05.März gegen 15 Uhr das Zwischenlager.

Diesmal waren 15.000 bis 20.000 DemonstrantInnen und 30.000 BeamtInnen aktiv.

Die Kosten werden auf 160 Millionen Deutsche Mark geschätzt.

Am 8. März wird dann bekannt, dass es eine Absprache zwischen den BetreiberInnen der Atomkraftwerke und der niedersächsischen Landesregierung gibt, wegen der anstehenden Wahlen in Land (März 1998) und Bund (September 1998) vorläufig auf weitere Castor-Transporte in das Zwischenlager Gorleben zu verzichten

Soweit ein kleiner Abstecher in den Wendländischen Widerstand Mitte der 1990iger Jahre gegen den Atomwahn unserer bundesdeutschen Energie-Politik.

Wer gerne mehr zu der Geschichte des Gorleben-Widerstandes lesen möchte, sollte die

Internetseite des Gorleben Archivs besuchen unter: <https://www.gorleben-archiv.de/>.
Dort gibt es auch Video-Berichte zu den markantesten Ereignissen.

In Dommatzen kamen wir in den ersten Jahren mit dem Ausbau recht gut voran. Im Anbau wurden Betonfussböden gegossen, das Lager und die Werkstatt für meinen Betrieb eingerichtet und eine Heizzentrale für den Wohnbereich gebaut (Pufferspeicher, Heizkessel, Schornstein und Verbindungsleitungen). Im Wohnhaus wurden Elektroleitungen und -verteilungen komplett neu installiert, ebenso Kalt-, Warm- und Abwasserleitungen. Alle Fenster wurden mit solchen mit Wärmeschutzglas erneuert und einige Grundrissveränderungen vorgenommen. Mit einer befreundeten Gruppe zusammen, die ihr «Zusammenwohnen» austesten wollte, haben wir die obere Etage hergerichtet, die später als «Mietwohnung» zu unserer Finanzierung beitragen sollte. Auch das Wohnhausdach wurde erneuert, und die obere Etage erhielt zum Dachboden hin eine Wärmedämmung.

Vieles wurde auch mit Hilfe unserer Freunde aus den Kommune-Zusammenhängen realisiert.

Betrieblich hatte ich etwas weniger Aufträge angenommen, damit Zeit für die Umbauarbeiten blieb. Aber dies war immer schwer zu koordinieren. Entweder habe ich mit meinen Kunden zusammen (ich habe sowieso fast nur für Leute aus dem erweiterten Bekanntenkreis gebaut) diese Aufträge ausgeführt oder ich hatte Hilfe aus meinem direkten Freundeskreis. Manchmal hatte ich das Gefühl, es passt ganz gut: mit zwei Wochen Arbeit ausserhalb habe ich genug Geld, um meine Monatskosten zu decken. Aber das war nur eine kleine Momentaufnahme, recht schnell kamen einfach wieder mehr Aufträge zustande und der «Betrieb» wurde wieder alltagsbestimmend. Dann ist mir wieder ein Freund über den Weg gelaufen, der mir schon im Karmitz als «Angestellten von ausserhalb» im Betrieb geholfen hatte. Zwischenzeitlich hatte er seinen Zivildienst erledigt und war auf der Suche nach einem neuen Job. Daher habe ich ihn angestellt. Prompt habe ich noch mehr Aufträge angenommen und so wurde der Heizung- und Solaranlagenbau immer dominanter. Es hat natürlich auch reichlich Spass gemacht, zeitweise hatte ich das Gefühl, meine Kunden zahlen mir das Geld, neue und innovative Energietechnik realisieren zu können.

Das Dumme ist nur, dass es immer «zu viel» und damit viel zu dominant wird.

Ein weiterer Bekannter riet mir irgendwann dazu, einen zweiten Heizungsbau-Gesellen ein zu stellen, ein anderer Bekannter, fragte, ob ich nicht auch einen Lehrling einstellen könnte, später kam noch ein dritter Geselle dazu.....

Funktioniert hat es zwar irgendwie alles, aber ich bin dafür zu wenig «Chef» und meine Angestellten zu wenig an «gleichberechtigter Verantwortung» interessiert.

Später, als ich dann alle wieder entlassen hatte, hat mir einmal mein Freund (der erste Angestellte) erzählt, dass der zuletzt eingestellte Geselle richtig Horror vor unseren täglichen Sitzungen hatte, um die Aufgaben für den Tag gemeinsam zu besprechen, er wäre lieber gleich zur Baustelle gefahren. Davon hatte ich absolut nichts mit bekommen. Ich hatte auch nicht die Fähigkeit, die Verantwortung an meine Gesellen weiter zu geben und wollte bei allen Aufträgen den absoluten Überblick behalten. Ich war fast nur noch am organisieren, Aufträge hereinholen, zu kalkulieren und planen, Rechnungen schreiben und Baustellen ab zu fahren. Als dann mein Lehrling, der Drogenprobleme hatte, zu guter Letzt bei einem Hausarzt ein Krankmelde-Formular klaubte und gefälscht hatte (so dilettantisch, dass ich es sofort gemerkt hatte) und mir auf den Schreibtisch legte, zog ich die Reissleine und habe ihn (er hatte schon mehrere Abmahnungen) und in der Folge auch

alle Gesellen entlassen.....

Ich wollte kein «Chef» mehr sein und musste neu «Boden unter den Füßen» bekommen.

In dieser Phase mit den «Angestellten» kam aber auch eine ganz andere neue Lebenserfahrung bei mir dazu: das **Hüttenwandern**.

Der Betrieb konnte weiter laufen, während ich «in Urlaub» fuhr.

Ich habe Freunde am Bodensee besucht, die ich aus der Berliner Zeit kannte und ein ständiger Kontakt erhalten blieb, vom gemeinsamen Interesse an Alternativen Energien, über andere Lebensformen ausprobieren bis zu gegenseitiger Hilfe und Interesse am Leben der anderen. Ich wurde zu einer Hüttentour in Österreich animiert.

Es war eine Tour in den Lechtaler Alpen und die Ruhe, die Schönheit der Natur, die Vielfältigkeit der ausgezeichneten Wege sind mir bleibend im Gedächtnis haften geblieben. Der besondere Reiz liegt vor allem darin, der hektischen Zivilisation, besonders dem Autoverkehr, zu entfliehen und auf das Wesentliche, die eigene Person und die Hilfsmittel im Rucksack begrenzt zu sein. Dazwischen ist mensch in einer anderen Welt und läuft nur mit Rucksack bepackt von Hütte zu Hütte, vielleicht gibt es zwischendurch auch einmal einen idyllischen Bergsee oder eine Gipfelbesteigung. Besonders die Hütten haben für mich so ihren Reiz, denn dort gibt es etwas zu essen, das Nachtlager ist immer ein Erlebnis: wie viele Schnarcher sind heute Nacht zu hören? und alle Leute dort haben ein gemeinsames Erleben: Wandern in den Bergen. In diesen Hütten habe ich auch das Ritual der Hüttenschuhe kennen gelernt: Wanderschuhe dürfen in der Hütte nicht getragen werden und gehören in das Schuhregal, dafür stehen da Pantoffeln und mit etwas Glück sogar in der passenden Grösse.



auf einer Wandertour

In den Folgejahren bin ich jedes Jahr mit meinem Freund vom Bodensee zu solch einer Hüttentour aufgebrochen. Meine Angestellten hatten mir sogar einen Rucksack zum Geburtstag geschenkt, damit ich mir nicht immer einen ausleihen musste. Die ersten Touren bin ich mit meinen Arbeitsschuhen (mit Stahlkappe) gelaufen, weil ich darin am besten laufen konnte, später habe ich mir dann meine ersten Bergstiefel gekauft. So haben wir über die Jahre einige Touren in Österreich und auch in der Schweiz erleben können. Die durchwanderte Gegend war immer eine andere, meist

hatten wir Glück mit dem Wetter und so bin ich jedes Mal mit neuen Eindrücken zurück ins Wendland gereist.

Später kamen zwei kürzer Touren mit anderen Freunden dazu, eine davon im Kaisergebirge, dabei hat einer der Freunde von einer kompletten Alpenüberquerung (von München nach Venedig) erzählt

.... und für mich war klar – so etwas möchte ich auch erleben. Die Lunte für meine Fernwanderungen war damit gelegt.

Zweimal im Jahr bin ich zu den **Nordsolar-Treffen** gefahren.

Mittlerweile sind viele der ursprünglichen kleinen Betriebe grösser geworden und neue Betriebe sind dazu gekommen. Solvis und Wagner & Co hatten neue Betriebsstätten

bezogen und neu errichtet und waren je auf ca. 150 MitarbeiterInnen angewachsen. Ein deutlicher Aufwärtstrend war in der Solarbranche zu spüren. Es waren auch Betriebe darunter, die ihren Schwerpunkt auf solarer Stromerzeugung, der Photovoltaik, gelegt hatten. Eine kleine Firma aus dem Göttinger Raum hatte eine sogenannte ENS (Einrichtung zur Netzüberwachung mit zugeordneten Schaltorganen) für Wechselrichter entwickelt, die sicher stellte, dass beim Ausfall des Stromnetzes die Photovoltaik sicher vom Netz getrennt wurde. Damit war es jetzt einfacher und überhaupt erst möglich, eine solare Stromerzeugungs-Anlage parallel zum öffentlichen Netz zu betreiben. Damit nahm die Entwicklung entsprechender Wechselrichter für solche Anlagen rasant an Fahrt auf. Im Nordsolar-Firmen-Kreis war zu spüren, dass es mit der Verbreitung einer solaren Stromerzeugung in grossen Schritten aufwärts gehen wird. Es gab einige kleinere Förderprogramme auf Bundesland-Ebene für Photovoltaik-Anlagen. Ich war neugierig und baute 1998 in Dommatzen auf unserem Haus eine Anlage, um zu sehen, ob ich mit meinem Betrieb auch Kundenanlagen aufbauen kann.

Die Photovoltaik-Anlage Dommatzen 12

Die drei Haushalte im Wohnhaus Dommatzen 12 verbrauchen pro Jahr ca. 6.000 kWh elektrischer Strom. Zusätzlich sind die Büro- und Lagerräume unseres Betriebs im Anbau untergebracht. Im Zusammenhang mit der Erneuerung des flachen Anbaudachs wurde im **Juli 1998 die Photovoltaik-Anlage errichtet**.



Aus der zur Verfügung stehenden Dachfläche, welche nach Süden ausgerichtet ist, ergab sich eine Anlagenleistung von ca. **2,8 kWp**, welche **pro Jahr etwa 2.100 kWh** erzeugen soll.

Die Anlage arbeitet im **Netzparallelbetrieb**.

Dies bedeutet, dass der auf dem Dach erzeugte Gleichstrom zu Wechselstrom gewandelt wird, und mit dem häuslichen Stromnetz verbunden ist.

Scheint die Sonne, erzeugt die Anlage Strom.

Zuerst war die Anlage so gebaut, dass der solar erzeugte Strom zuerst im Haus verbraucht wurde und nur Überschüsse ins Stromnetz eingespeist wurden.

Nach Inkrafttreten des Erneuerbare Energie Gesetzes, welches die Vergütung für solar erzeugten Strom mit (damals) 99 Pfennig pro Kilowattstunde für 20 Jahre regelt, wurde die Anlage so umgebaut, dass nun der solar erzeugte Strom komplett in das Netz der E.On Avacon (so heißt nun das hiesige Versorgungsunternehmen) eingespeist wird.

Was an Strom im Haus gebraucht wird, wird ganz normal aus dem öffentlichen Netz vom **ews-schönau** gedeckt.

Solare Stromerzeugung und solare Warmwasserbereitung in Dommatzen

Zu meiner Anlage, die oben im Bild zu sehen ist, wurde ich oft von meinen Solar-Kollegen gefragt, warum ich die PV aufständere (zum Sonnenstand hin optimiere) und Thermie hingegen flach auf dem Dach montierte.

PV habe ich optimiert, weil ich einen grösseren Ertrag erwartete – bei heutigen Modulpreisen würde ich sie direkt aufs Dach montieren und dafür mehr Leistung installieren. Die thermische Anlage habe ich aus Platzgründen auf dem flachen Dach direkt montiert, denn hier kam es mir darauf an, möglichst im Sommer (wenn die Sonne hoch steht) warmes Wasser zu erzeugen. In den Übergangszeiten (Frühjahr und Herbst)

wenn sowieso mit Holz geheizt wird, war die Warmwasserbereitung über den Holzkessel abgedeckt.

Damals, Ende der 90iger Jahre, hatten die Strom-Netzbetreiber noch keine klare Vorstellung, wie sie diese kleinen solaren Stromerzeugungsanlagen in ihrem öffentlichen Stromnetz eingebunden werden können und so musste noch viel Überzeugungsarbeit geleistet werden, bis eine private Photovoltaik-Anlage in Betrieb gehen konnte. Auch auf Herstellerseite der Solarbranche war noch vieles in der Entwicklung: neben den Modulen und der Wechselrichter musste auch noch ein entsprechendes Angebot für Befestigungsmaterial entwickelt werden.

1998 ergab die Bundestagswahl eine Rot-Grüne Regierungsmehrheit.

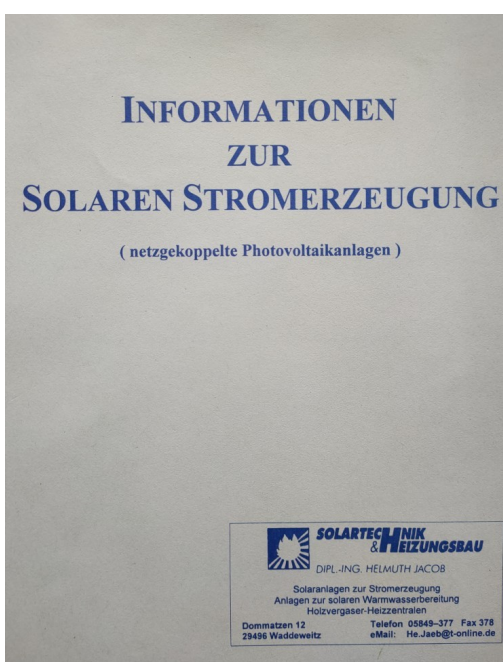
Wir hatten bei einem unserer Nordsolar-Treffen eine Staatssekretärin als Referentin eingeladen, die uns mitteilte, das ein grösseres Förderprogramm für solare Stromerzeugung aufgelegt werden sollte. Gleichzeitig wurden die Stromversorger über ein neues Gesetz verpflichtet, Energie aus Erneuerbarer Energie zu garantierten Preisen abzunehmen.

Da machten meine Solar-Kollegen der Photovoltaik grosse Augen und ihnen war klar, dass da jetzt etwas ganz Grosses los geht.

Diese Euphorie hat dann auch mich erfasst.

Die neue Bundesregierung beschloss zum 01.01.1999 ein Förderprogramm, das «**100.000-Dächer-Programm**» zur Installation solarer Stromerzeugungsanlagen, welches bis zum Jahr 2004 für einen mega Schub bei der Photovoltaik sorgen sollte.

Fast gleichzeitig wurde unter der Federführung von Hermann Scheer (SPD) und Hans-Josef Fell (Grüne) im Jahr 2000 das Erneuerbare Energie Gesetz (**EEG**) verabschiedet. Dieses EEG ist die Grundlage dafür, dass einerseits, Stromversorger verpflichtet sind, Energie aus Anlagen der Erneuerbaren Energien (Photovoltaik, Biogas, Windkraft und Geothermie in Deutschland) ins Stromnetz auf zu nehmen und gleichzeitig den AnlagenbetreiberInnen solcher Anlagen eine entsprechende Vergütung über 20 Jahre garantiert. Finanziert wurde dies über einen Aufschlag auf den Strompreis.



Broschüre zur Photovoltaik

Aus dem Widerstand gegen die Atomtechnik war im Wendland die Bereitschaft natürlich gross, einen Beitrag zum Umstieg auf Erneuerbare Energie zu leisten. Viele wussten nicht so genau, wie das mit der solaren Stromerzeugung funktioniert und was es bedeutet, wenn ich ihnen eine Anlage installiere. Damit ich nicht alles immer wieder bei den Grundlagen beginnend erklären musste, hatte ich dann dazu eine kleine 30seitige Broschüre verfasst und in einer kleinen Auflage gedruckt. So konnte ich meinen zukünftigen Kunden erst einmal die Broschüre zum Einlesen in die Hand drücken und es war danach einfacher über eine konkrete Anlage zu sprechen.

Auch hier gab es in der ersten Zeit, kaum andere Firmen, die Bezugsquellen für die Materialien und das entsprechende Hintergrundwissen zur

Installation solcher Anlagen hatten. Daher hatte ich Anfang 2000 einen regelrechten Boom mit der Installation kleiner Solarstromanlagen. Dies änderte sich jedoch sehr schnell, weil einerseits andere Betriebe realisierten, dass sich hier dauerhaft ein neuer Bereich auf tat, in dem Geld zu verdienen war. Auch die Bauern im Wendland waren schon immer sehr fortschrittlich und hatten gemerkt, dass es sich für sie lohnte (mit den riesigen Scheunendächern) in grösserem Stil in Anlagen mit Erneuerbarer Energie zu investieren. Dies gilt nicht nur für Photovoltaik sondern auch für Biogas. Jetzt wurden viele Bauern neben Landwirt auch noch «Energiewirt». Bei der Windkraft dauerte es etwas länger, bekam dann aber mit der **Wendland Wind GmbH** als reine Bürgeranlage die entsprechende Impulse.

Die Erneuerbaren Energien waren (sehr zu meiner Freude) deutlich auf dem Vormarsch.

2001 wurde wieder mit **Castor-Transporte** ins Gorleber Zwischenlager begonnen. Der Widerstand gegen die Atomkraftnutzung war auch in den vergangenen Jahren nicht abgeebbt und konzentrierte sich jetzt auf Müll-Transporte von der Wiederaufarbeitungsanlage in La Hague nach Gorleben. In 2001 fanden zwei Transporte statt (einer im März und einer im November).

2002 bis 2006 erfolgte jedes Jahr im November ein Transport mit 12 Castoren.

2007 war ein Jahr ohne Transport, 2008 kamen wieder 12 Behälter.

Der Widerstand war ungebrochen, recht zahlreich, ideenreich und vielfältig. Es fanden sehr viele Schienenspaziergänge statt, nachts wurden 2.5m lange Schienenstücke aus den Bahnschienen gesägt und zu einem «X» aufs Gleisbett gelegt, während der Transporte hatten sich Menschen im Gleisbett angekettet, «Widersetzen», «ausrangiert» und «X-tausend quer» probierten neue Formen des zivilen Ungehorsams und vieles mehr.

Witzig fand ich dann, als in 2003 «unser Turm» auch von anderen Gruppen umgenutzt wurde, um ein Ende des atomaren Wahnsinns zu fordern.



Greenpeace am 29.10.2003



Robin Wood am 09.11.2003

Die Transporte fanden fast immer nach einem ähnlichen Schema statt:

die Bezirksregierung verhängte entlang der Transportstrecke ein Demonstrationsverbot (an das sich aber keine/r gehalten hat), welches in der örtlichen Tageszeitung bekannt gegeben wurde, mehrseitig.

Meist zum Start der Behälter bei La Hague fand in Lüchow und/oder Dannenberg eine SchülerInnen Demo statt, dann in Lüneburg, Gorleben oder Dannenberg eine Auftakt-Demo, in Metzingen wurde die Kreuzung zwecks «Landmaschinenschau» besetzt, die

Rally «Monte GÖhrde» begann, Strassen- und Schienenblockaden wurden vorbereitet und vielfältige kleine und grössere Nadelstiche hielten die angereisten Uniformen in Trab. Wer zu diesen unzähligen Aktionen mehr wissen will kann dazu Details in der Chronik des Gorleben Archivs nachlesen.

Mir kam es in dieser Zeit häufiger so vor, als hätten wir im Wendland jetzt sechs Jahreszeiten:

die vier natürlichen, dann zwischen Himmelfahrt und Pfingsten die KLP (kulturelle Landpartie) und im November der Castor.

Zur KLP-Zeit, waren viele mit den Veranstaltungen eingebunden, hatten Besuch und/oder waren selbst unterwegs zu Ausstellungen, Lesungen, Theater- oder Musikveranstaltungen.

Im November waren alle mit den Widerstandsaktionen beschäftigt und manch kalte Nacht (oft unter Null Grad) wurde im Gleisbett oder vor dem Zwischenlager verbracht.

In 2009 fand kein Castor-Transport statt, stattdessen organisierte die Bäuerliche Notgemeinschaft einen Treck von Gorleben nach Berlin nach dem Motto «Mal richtig abschalten»

An diesem Treck nahmen wir mit unserer Firma «**Solar Wend.GmbH**» auch teil.

Am 05.September fand mit 50.000 Menschen und zahlreichen Treckern eine Demo vor dem Brandenburger Tor statt.

2010 fand nicht nur ein Treck nach Krümmel zum Abschalten des AKW statt auch eine weitere Aktionsform des zivilen Ungehorsams begann: «**Castor Schottern**». Trotzdem erreichten im November wieder 11 Castoren aus La Hague das Zwischenlager in Gorleben. 2011 hat sich dann einiges verändert – wieder einmal passierte (diesmal in Japan) ein **GAU** (der **g**rösste **a**nzunehmende **U**nfall im AKW). In Fukushima löste ein Erdbeben eine riesige Tsunamiwelle aus, die das küstennahe AKW Fukushima unter Wasser setzte.

Sicherheitssysteme fielen aus und es kam zu Explosionen und zur Kernschmelze.

Wie viel Radioaktivität dabei freigesetzt wurde und wie weit die angrenzende Region jetzt unbewohnbar ist, weiss ich nicht genau, aber dieser «Unfall» zeigt einmal mehr, dass die Atomtechnik vom Menschen nicht beherrschbar ist.

In Deutschland gingen 100.000 für den Atomausstieg auf die Strasse und am 06.06.2011 verkündete die Regierung Merkel, dass in Deutschland bis 2022 alle AKW abgeschaltet werden.

Trotzdem kamen im November 2011 nochmal 11 Castoren ins Zwischenlager. 25.000 Menschen beteiligten sich am Widerstand von «Castor Schottern» über «Widersetzen» mit 2.500 Menschen auf den Gleisen kurz vor Hitzacker bis zu «x tausend» vor Gorleben. Die bäuerliche Notgemeinschaft hatte es geschafft, in Hitzacker eine Betonpyramide auf die Gleise zu bringen in der sich Menschen angekettet hatten.

Insgesamt wurden in all den Jahren 102 Castoren in das Zwischenlager durchgeprügelt. Mehrere 100 Millionen Euro an Steuergeldern kostete dies die Allgemeinheit (einmal abgesehen von den vielen Milliarden Euro, die in Gorleben für die angebliche Erkundung versenkt wurden).

2012 wurde in Gorleben ein Baustopp für die Erkundungsarbeiten verhängt.

Seit 2013 ist klar, dass keine weiteren Atommüll-Transporte nach Gorleben stattfinden werden.

Mit einer «Weissen Landkarte» sollte neu nach einem möglichen Endlager für Atommüll gesucht werden.

2020 wurde bekannt, dass dies **nicht** in Gorleben sein wird.

Jetzt wurde offiziell eingestanden, dass der Salzstock bei Gorleben nicht geeignet ist was wir vom Widerstand all die Jahre schon immer argumentiert hatten, wurde jetzt endlich «von der Politik» zugegeben.

Das hat auch ein Gefühl vermittelt, dass nur unsere Beharrlichkeit letztendlich zu diesem Ergebnis geführt hat.

Soweit dieser erneute Ausflug in den Wendländischen Widerstand, der natürlich durch meine persönlichen Empfindungen geprägt ist und niemals alle Facetten wiedergeben kann. Unzählige Aktionen sind im Laufe der Jahre gelaufen, ebenfalls mussten viele Gerichtsverfahren durchgestanden werden aber der Widerstand hat trotzdem immer ein Gefühl vermittelt, das Richtige zu tun.

Etwa drei (Menschen) Generationen haben von der Atomkraft profitiert (auch nur vielleicht), aber mehrere 100 Generationen werden sich zukünftig mit dem Atommüll befassen müssen. Noch weiss absolut niemand, wohin damit.



Freude über das Ende der Erkundung des Gorlebener Salzstocks

Einige der Fotos habe ich einfach in der Chronik des Gorleben-Archivs «geklaut», denke aber, das dies ok ist.

Doch zurück zu meinen Erlebnissen im Betriebsalltag.

Seit Inkrafttreten des **Erneuerbare Energie Gesetzes (EEG)** haben wir einige Anlagen bei unseren Kunden installiert. Zuerst hatte ich auch das Befestigungsmaterial aus marktgängigen Produkten selber zusammengestellt. Danach wurde es einfacher und die Modullieferanten hatten auch entsprechendes Befestigungsmaterial in ihrem Angebot.

Das EEG hatte eine unvorstellbare Nachfrage ausgelöst, die von den Modulherstellern nur schwer mit Material versorgt werden konnte. Alles war erst im Entstehen (Waferfertigung, Modulherstellung, Vertrieb) und konnte besagter Nachfrage nicht schnell genug gerecht werden. Ich erinnere mich noch, dass ein befreundeter kleiner Modul-Lieferant, dann erst einmal eine Woche lang nicht erreichbar war, weil sie in Ruhe ihre interne Logistik zur Bearbeitung der Anfrage-Flut für sich selbst firmenintern klären mussten. Ein anderer befreundeter Betrieb hat aus Mangel an vernünftigen Bezugsquellen für PV-Module dann entschieden, selber Modul-Hersteller zu werden. Dieses EEG war der absolute Turbo für die solare Stromerzeugung.

Und dies nicht nur für Deutschland, viele andere Staaten haben auf der Vorlage des EEG ähnliche Förderprogramme (oder Gesetze) erlassen.

In Deutschland sind viele neue Firmen und Arbeitsplätze entstanden, aber andere Staaten, insbesondere China waren cleverer und haben die Entwicklung staatlich mehr gefördert. Dann hat eine spätere deutsche Regierungskoalition (CDU/FDP) Jahre danach sogar diesen solaren Ausbau-Boom (und auch der anderen Erneuerbaren Energien) wieder komplett abgewürgt, indem sie die Vergütungssätze im EEG soweit reduziert hat, dass die Anlagen nicht mehr wirtschaftlich betrieben werden konnten. In der Folge

mussten auch viele deutsche Hersteller deshalb aufgeben (und damit waren auch die Arbeitsplätze und Know-how wieder weg), weil der Absatz völlig wegbrach. Das Herstellersterben geschah aber auch deshalb, weil Chinesische Hersteller aufgrund entsprechender staatlicher Förderung deutlich preiswerter waren und deren Fertigungskapazität ganz andere Dimensionen erreichte.

Sorry, aber diese allgemeine Einschätzung musste ich hier einfügen, weil sie andeutet, das es um ein riesiges Geschäft mit ganz grossen Playern geht.

Für meinen kleinen Betrieb wären Aufträge auf den grossen Scheunendächern der wendländischen Bauern sowieso nicht ausführbar gewesen. Ich hatte lieber mit kleineren Herstellern und Lieferanten zusammen gearbeitet, als mich dem Preisdiktat der Chinesischen Modulhersteller zu beugen. Der «Maschinenring» der Bauern hatte hingegen preisgünstige Anlagen für diese Scheunendächer geliefert und installiert. Ich blieb bei kleineren Anlagen für EigenheimbesitzerInnen mit Fabrikaten, bei denen ich einen Bezug zum Hersteller hatte.

Nach dem Boom der ersten Solarstromanlagen ganz zu Beginn der 2000er Jahre und nach dem Entschluss meine Angestellten zu entlassen war für mich der experimentelle Teil des Solarbetriebes vorbei und es schlich sich ein wenig «Alltags-Betriebs-Routine» ein. Dieser Handwerksbetrieb sicherte mir die Einnahmequelle, um weiterhin in Dommatzen leben zu können und meine «Altersversorgung» in Form von Grund- und Bodenbesitz auf zu bauen. Natürlich hat es immer noch Spass gemacht, sinnvolle Energieanlagen bei meinen Kunden ein zu bauen. Es gab auch eine spannende Entwicklung auf der Herstellerseite in Bezug auf Biomasse-Heizzentralen, die ich in vielen Fällen bei meinen Kunden als die richtige Wahl bei der Heizenergieerzeugung sah.

So kamen neben den Stückholz-Anlagen nun auch Pellets- und Hackschnitzel-Anlagen dazu.

In 2006 ergab es sich, dass ich mit Christian Deussing zusammen die **Solar Wend.GmbH** gegründet habe.

Christian und ich kannten uns von den Nordsolar-Treffen her, Christian hatte mit anderen zusammen in Hannover eine grössere Firma für Solartechnik und innovative Heizsysteme mit aufgebaut und installierte neben grösseren Solarstromanlagen auch schwerpunktmässig Anlagen mit Produkten der Firma «Solvis». Christian war auch im wendländischen Widerstand aktiv und wir trafen uns schon länger bei Aktionen gegen die Castor-Transporte. Als Christian dann beschloss ins Wendland zu ziehen haben wir zu Solar Wend.GmbH zusammengefunden.



Solar Wend.GmbH

Für mich war diese Entwicklung gut, weil ich nach der Entlassung meiner Angestellten ein wenig die Freude am Heizung- und Solaranlagenbau verloren hatte.

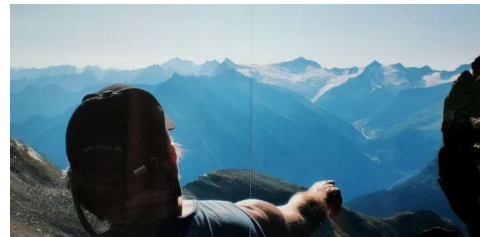
Christian und ich ergänzten uns recht gut: wir hatten beide den Wunsch, innovative und sinnvolle Energieanlagen zu realisieren und waren gleichzeitig im wendländischen Widerstand aktiv.

Damit wurde (gerade auch durch den formalen Rahmen der GmbH) der Betrieb auf eine professionellere Ebene gehoben. Unsere Schwerpunkte blieben neben der Solaren Stromerzeugung und Produkten der Firma Solvis auch die Biomasse-Heizzentralen.

Aber wir waren nach wie vor in einem Bereich tätig, in dem es zu wenige Handwerker gibt, die vernünftige Anlagen planen und umsetzen konnten. So hatten wir weiterhin mit einer enormen Nachfrage zu kämpfen und mussten neben den baubedingten zeitlichen Unwägbarkeiten laufender Baumaßnahmen ständig mit der Frage auseinandersetzen, welche Aufträge wir annehmen konnten und welche wir absagen mussten. Wir haben auch (meist zusammen) die Verbandstreffen von Nordsolar besucht und blieben so stets auch im Austausch mit unseren befreundeten Betrieben über die aktuellen Entwicklungen unserer Branche.

In 2009 nahmen wir zusammen am oben schon einmal genannten Treck der Bäuerlichen Notgemeinschaft von Gorleben nach Berlin teil. Der Treck startet am 29. August 2009 mit 50 Treckern und vielen Begleitfahrzeugen (darunter auch wir) und führte von Gorleben über Schacht Konrad, Asse-2 und Morsleben letztendlich zur Demo in Berlin am Brandenburger Tor. Dort versammeln sich am 05. September neben einer (Trecker-) Delegation der Bäuerlichen Notgemeinschaft etwa 50.000 Menschen, um das Ende der Atomwirtschaft zu fordern.

Mit Christian zusammen hatte ich auch immer wieder einige Etappen meiner Wanderungen unternommen. So waren wir z.B. in 2010 im Berner Oberland unterwegs oder auch in 2011 in den Zillertaler Alpen.



Zillertaler Alpen - der letzte Pass vor der Berliner Hütte

Auch mit dem Haus in Dommatzen war so etwas wie Routine eingekehrt.



Garten, Anbau und Wohnhaus Dommatzen 12



Vorderansicht Dommatzen 12

Viele der Ausbauarbeiten waren erledigt: es gab im Wohnhaus zwei recht grosse Wohnungen (Erd- und Obergeschoss) und im Anbau waren sowohl das Büro als auch das Werkstattlager unseres Betriebs und zusätzlich eine weitere Wohnung untergebracht. Bei so einem «Altbau» sind ständig irgendwelche Renovierungsarbeiten zu erledigen und auch die gesamte Grösse des Geländes erfordert ein ständiges «sich drum kümmern». Dazu fällt mir der Spruch ein: «Eigentum verpflichtet» und das Ganze kann auch zu einer Last werden.

Dommatzen 12 gehörte Margitta und mir je zu einer ideellen Hälfte und wir haben es all die Jahre immer recht gut hin bekommen, sowohl unseren unterschiedlichen Interessen als auch der gemeinsamen Verantwortung gerecht zu werden. Es gab Phasen, in denen wir mit anderen Menschen in Dommatzen zusammen gelebt haben, Phasen, in denen wir in einer gemeinsamen Wohnung gelebt hatten und auch Phasen, in denen wir in getrennten Wohnungen gelebt hatten. Die Wohnung im ersten Stock hatten wir meist vermietet und die daraus resultierenden Einnahmen halfen uns im Laufe der Jahre, den Bankkredit deutlich zu reduzieren.

Im Jahr 2012 belebte Margitta das Erdgeschoss des Wohnhauses, der erste Stock war vermietet und ich nutzte die Wohnung im Anbau, in dem auch der Betrieb untergebracht war.

Obwohl ich Dommatzen 12 eigentlich immer als Teil meiner Altersversorgung gesehen habe (mietfrei wohnen und über die Vermietung sogar noch etwas Einnahmen zu haben), verspürte ich doch einen Wunsch, vielleicht nochmal eine neue Lebenserfahrung zu wagen. Vielleicht war auch alles etwas «eingefahren» und zur Routine geworden - sowohl mit dem Betrieb als auch mit dem Grundstück. Ich hatte die 55 überschritten und dachte mir, wenn ich nochmal etwas Neues in meinem Leben wagen möchte, dann jetzt – irgendwann bin ich zu alt für etwas ganz Neues.

Margitta und ich harmonieren zwar gut zusammen, hatten aber keine klassische Liebesbeziehung mehr miteinander. Ich habe keine Kinder und auch ansonsten keine familiäre Verpflichtungen und fühlte mich daher frei. Als dann auch der Hauptbankkredit für unser Grundstück so gut wie abbezahlt war, kam mir wieder ein alter Traum von einem «Leben in einer einsamen Berghütte» in Erinnerung.

Diesen Traum hatte ich häufig geträumt, wenn mir mal wieder die «Mühen des Lebens» mit Zeitdruck und Erwartungen nach gesellschaftlichen Zwängen zu funktionieren über den Kopf gewachsen waren.

Ich wollte der «Eigentumsfalle» wieder entkommen.

Aber immer nur träumen, verändert erst einmal absolut nichts.

So kam mir dann die Idee, meine Freude am Wandern und die aufgegebenen Erfahrungen von einem Leben in einer Gemeinschaft zu verbinden und eine «Gruppe in den Bergen» zu suchen, die mir gefällt. Ein Artikel in der Zeitschrift «Contraste» befasste sich mit Gemeinschaften in den Österreicher Alpen und gab mir Anhaltspunkte zu einer Internetrecherche. Und wie das nun mal läuft mit den Verlinkungen auf diversen Internetdarstellungen hat eine ganz anderen Gruppe in den Tessiner Bergen, im Val Lavizarra (ein Seitental zum Valle Maggia, nördlich von Locarno am Lago Maggiore), mein Interesse geweckt.

Damit war die Lunte für einen ganz neuen Lebensabschnitt bei mir gezündet.

Im März 2013 hatte ich dann einen Brief an diese Gemeinschaft geschrieben, meine Situation dargelegt und mitgeteilt, dass mich das **«einfache Leben»** dort neugierig

gemacht hat. Ich bekam einen Brief zurück, ob ich nicht einmal vorbeikommen wolle? Im Juli war ich dann etwa eine Woche dort: der Ort hat mich fasziniert und auch die Menschen dort. Vier Personen lebten fest in den umgebauten Steinhäusern und es gab viele HelferInnen, die unterschiedlich lange dort am Alltag teil hatten. Einige gehörten zum festen Freundeskreis, andere waren nur zum kurzzeitigen Helfen dort. Der Besitz ist genossenschaftlich geregelt mit teils ausserhalb lebenden GenossenschaftlerInnen.

Ich hatte meine Fahrt so geplant, dass ich mit Christian (der ebenfalls per Bahn ins Tessin angereist kam) eine Hüttentour in der näheren Umgebung (rund um den Gipfel des Basòdino) anschliessen konnte. Wir hatten tolles Wetter beim Wandern und als Christian zurück reisen musste, blieb ich noch zwei Nächte in der Basòdino-Hütte und unternahm Tagestouren. Danach verbrachte ich nochmal eine Woche bei der Gruppe im Val Lavizzara. Es war Sommer, viele BesucherInnen anwesend und insgesamt eine sehr kurzweilige gemeinsame Zeit mit viel Austausch untereinander. Ich war viel mit beim Heuen an den steilen Hängen dabei und habe den Sonnenschein sehr genossen. Viele intensive Gespräche mit der Bäuerin hatten zur Folge, dass wir uns ein wenig «ineinander verguckt» hatten und dies hat bei mir eine neue Dynamik ausgelöst.

In der Folgezeit war ich nochmals Anfang Oktober 10 Tage im Val Lavizzara, dann nochmals zum Jahreswechsel und wir hatten Konzepte gesponnen, wie wir das Zusammenleben dort oben gemeinsam neu gestalten könnten. Die Bäuerin war dann auch bei mir im Wendland für einige Tage und ich war im Januar nochmals zu einer Quartalsversammlung der Genossenschaft nach Graubünden angereist. In der Zeit von April 2014 bis August 2014 wollte ich vier Monate dort am «Alltags-Leben» teilnehmen und mit gestalten. Dazu hatte ich mir eine Auszeit von Betrieb «Solar Wend. GmbH» und «Dommatzen 12» eingeräumt. In meiner Vorstellung wollte ich mich danach entscheiden, ob ich tatsächlich im Tessin einen völligen Neustart versuche. Gefühlsmässig hatte ich mich jedoch schon ein wenig von meinem bisherigen Leben entfernt und war neugierig auf eine neue Lebenserfahrung.

Aber es kam doch (wieder einmal) alles ganz anders.

Ich bin im April 2014 im Val Lavizzara mit meinem Auto angereist, vorher gab es wohl innerhalb der dort lebende Gruppe einige anstrengende Diskussionen und die Bäuerin hatte zwischenzeitlich eine Beziehung zu einem anderen Bauer unten im Dorf begonnen. Diese Entwicklungen waren natürlich Gift für meine «4-Monate-Auszeit». Ich hatte schnell gemerkt, dass ich unter dieser Entwicklung auf keinen Fall vier Monate bleiben konnte und bin letztendlich panik-artig wieder abgereist und zurück ins Wendland gefahren.

Bevor ich zu Anfang April ins Tessin gefahren war, hatte mir ein Bekannter im Wendland erzählt, dass er Ende der 70iger Jahre im Sommer bei «Berglütli-Leuten» im Wallis war und ihn die Erlebnisse dort beeindruckt hatten.

Mich hatte Name «Berglütli» neugierig gemacht und so bin ich via Internet auf einen Artikel über Verena und Markus Senn gestossen, die damals bei den Berglütli-Menschen im Wallis lebten und ihren Traum von einem Bergbauernhof nie aufgegeben hatten und nach einigen Zwischenstationen nun in Cimalmotto im Tessin verwirklicht hatten.

https://derarbeitsmarkt.ch/sites/default/files/pdf_129.pdf

Die Lebensgeschichte von Verena und Markus hat mich neugierig auf den Bio-Bauernhof in Cimalmotto gemacht, weil sie in der gleichen Aufbruchzeit der 70iger Jahre gestartet waren, dessen «Zeitgeist» auch ich in Berlin erleben durfte, und nach etlichen

Lebenserfahrungen konnten sie «ihr Paradies» dann verwirklichen. Cimalmotto liegt ganz am Ende eines Seitentals (Valle Rovana) zum Valle Maggia auf 1.400 Meter Höhe. Während ich diese Genossenschaft im Val Lavizzara besuchte, hatte ich es jedoch nicht geschafft, Kontakt zu Verena und Markus zu knüpfen und ihren Hof mit dem Namen «Munt la Reita» zu besuchen.

Als ich nun so plötzlich wieder ins Wendland zurückgereist war, konnte ich aber auch nicht einfach wieder in meinen dortigen Alltag einsteigen, mein bestimmendes Thema war nun: was mache ich mit dieser Situation? Ich hatte noch bis August «eine Auszeit» und wollte diese Zeit nun im Tessin erleben. So habe ich dann per Mail bei Verena und Markus nachgefragt, ob ich die restlichen drei Monate als Helfer auf Munt la Reita verbringen kann. Den Gedanken, einen neuen Lebensabschnitt zu suchen, hatte ich abgelegt und wollte die verbleibenden Monate nur in schöner wilder Berglandschaft verbringen, um mich neu zu sortieren. Auf meine Mail kam dann eine Antwort, ob wir uns einmal treffen könnten. Jetzt war ich gerade wieder 1.000 km nach Norden gefahren, das Auto war fast noch für meine viermonatige Auszeit bepackt, so bin ich dann halt wieder die 1.000 km nach Süden gefahren. Wir hatten unser persönliches Gespräch auf Munt la Reita und ich bin geblieben.

Damals wurde auf dem Hof noch Milchwirtschaft betrieben und ganzjährig gekäst. Der Betrieb war schweizweit bekannt und monatlich wurden 100 bis 150 kg Käse per Postpaket an Kunden versandt, die ein «Käse-Abo» besaßen. Es gab ca. 14 Milchkühe, die täglich zweimal gemolken wurden. Ich hatte schnell gemerkt, dass ich gerne bei der Stallarbeit mitgemachte, sowohl beim Melken als auch beim Misten. Ansonsten gab es immer etwas zu bauen und ein erstes Bauprojekt war eine Krainerwand an einer steilen Böschung. Ich hatte auch mitbekommen, wie die Kühe im Frühjahr zuerst tagsüber auf die hofnahen Weiden raus aus dem Stall durften und wie sie sich nach der langen Winterzeit gefreut hatten, wieder auf die frischen Weiden zu dürfen. Ende Mai/Anfang Juni durften sie dann auf der Maiensäss ganztags draussen bleiben und wir fuhren zweimal täglich zum Melken auf die Maiensäss. Gegen Ende Juni verlagerte sich die komplette Milchwirtschaft auf die vom Hof aus bewirtschaftete Alp Magnello in 1.800m Höhe und unten wurden die Wiesen «geheut» und so das Futter für den kommenden Winter eingefahren. Die Alp ist in ca. einer Stunde zu Fuss vom Hof entfernt und täglich brachten «Alp-Kuriere» frische Lebensmittel für das Alpteam hoch und brachten den produzierten Alp-Käse runter in den Käsekeller, damit er gepflegt werden konnte und nach ca. drei Monaten Reifezeit reif und fertig für den Verkauf war.

Dieser etwas verkürzt dargestellter, naturverbundener und dem Jahresrhythmus angepassten Alltag hat mir sehr gefallen. Häufig wusste ich nicht, was am kommenden Tag zu tun sein wird, morgens wurde das Tagesprogramm durch Familie Senn bekannt gegeben. Dies war völlig konträr zu dem, wie bisher gelebt hatte, als in den Gruppenzusammenhängen immer eine gemeinsame Entscheidung angestrebt wurde. Aber eigentlich kam ich damit ganz gut zurecht, wenn man nicht in die Entscheidungen eingebunden wird, trägt man auch keinen Anteil an der Verantwortung und so ist bei mir der Begriff **«das direkte Leben»** gewachsen. Dazu gehört noch ein wichtiger Aspekt, dass wetterbedingt oder aus Verantwortung den Tieren gegenüber häufig ein «Tagesprogramm» aus «Sachzwängen» heraus einfach umgestossen werden musste, weil die Natur dies so vorgab. Zu dieser letzten Aussage habe ich Jahre später, als ich einige Alp-Sommer miterleben durfte, wichtige weitere Erfahrungen gesammelt.

Die Zeit, die ich bis August 2014 auf Munt la Reita verbrachte - und auch dann in den Folgejahren – war sehr geprägt davon, dass der Bauernhof von Verena und Markus wegen Erreichen des Rentenalters an Nachfolger übergeben werden musste. Diese Übergabesituation ist immer (und für alle Beteiligten) sehr schwierig, weil es um sehr viel Verantwortung geht und alles genau notariell geregelt werden muss. Es war eigentlich klar, dass Sämi zukünftig den Hof führen wird, aber alle Familienmitglieder mussten erst einmal ein Gefühl dafür bekommen, was das wirklich bedeutet. Ich spürte zwar, dass dieses Thema alltagsbestimmend war, fühlte mich jedoch nicht so stark betroffen, weil ich ja nicht zur Familie gehöre. Daher konnte ich mich auf meinen Alltag konzentrieren und fand auch Gelegenheit, die nähere Umgebung (insbesondere die umliegenden Gipfel) zu erkunden. Es ist ein «Wandertraum», hier in dieser abgelegenen Region rund um Munt la Reita auf gut gepflegten Wanderwegen unterwegs zu sein – oft bei Gipfelbesteigungen auch weglos (ohne Markierungen).

Gegen Ende meiner Auszeit kam mir der Gedanke, ob ich auch hier auf Munt la Reita einen neuen Lebensabschnitt finden konnte. Jetzt kam es mir zu Gute, dass ich mir vorher bei der Gruppe im Nachbartal bereits überlegt hatte, unter welchen (vor allem finanziellen) Bedingungen ich mir diesen neuen Lebensabschnitt vorstellen konnte. Ich war am Ende meines «Berufslebens» und wollte in der Zeit bis zur Rente nicht mehr reicher, aber auch nicht ärmer werden. So haben wir eine Regelung gefunden, die sowohl für mich als auch für den Hof tragbar war. Mein Vorteil war vor allem, dass ich formal hier angestellt war und so problemlos die Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz bekam. Starten sollte das Ganze am 01.01.2015.

Zurück im Wendland war klar, dass ich einerseits Margitta mit dem Grundstück alleine lassen musste und andererseits meinen Anteil an Solar Wend. GmbH vorzeitig an Christian übergeben musste.

Zu meinem Glück gab es für beides eine vernünftige Lösung.



Beim Brennholz spalten

Insbesondere die Holzzentralheizung in Dommatzen war doch sehr auf mich und meine Freude am «Brennholz machen» zugeschnitten. So etwas muss man schon wirklich mögen, sonst ist es eine Belastung.

Die Anlage war nun fast 20 Jahre alt und jetzt wurde sie noch vor meinem Weggang in eine Pellets-Heizung umgebaut. Damit war aus der doch recht arbeitsintensiven Stückholzheizung eine fast automatisch funktionierende Pellet-Heizungs-Anlage geworden.

Der Betriebssitz von «Solar Wend. GmbH» wurde von Dommatzen nach Beesem, den Wohnort von Christian, verlegt. Damit hatte ich mich ein wenig aus meinen «Verpflichtungen» heraus gestohlen, und war bereit für den neuen Lebensabschnitt im Tessin.

Während ich dies alles aufgeschrieben habe, ist mir bewusst geworden, welches Glück ich hatte, in dieser bewegten Zeit zu leben. Ich war bis zu diesem Lebensabschnitt Teil verschiedener Entwicklungen, die sich heutzutage durchaus mit einem positiven Ergebnis darstellen lassen:

einerseits mit der berliner Hausbesetzerzeit, den Aufbruch in ein selbstbestimmtes Leben,
 andererseits der Kampf gegen die Atomtechnik und
 ebenfalls den Start und das Ausprobieren in die Erneuerbaren Energien.

Auf die Atomtechnik bezogen, sind (zumindest für Deutschland geltend) alle Atomkraftwerke abgeschaltet, es wird kein weiterer radioaktiver Müll mehr erzeugt. Der ungeeignete Salzstock bei Gorleben ist aus der Suche für ein Endlager ausgeschieden, Auch wenn noch keinerlei Lösung zur Aufbewahrung der strahlenden Abfalls gefunden ist, wird deren Menge nicht weiter vergrößert.

Auf die Erneuerbaren Energien bezogen, habe ich die spannende Anfangsphase mit bekommen, sogar mit Solartechnik und Biomassenutzung meinen Lebensunterhalt verdienen können. Anfangs wurden wir belächelt in unserer «Nische», jetzt ist der Wandel zu den Erneuerbaren Energien unabdingbar und es boomt in allen Bereichen.

Nicht so erfolgreich sehe ich meine Bemühungen, einen Weg zum **Leben in Gemeinschaften** zu finden. Sicherlich waren alle unternommen Versuche in dieser Richtung sehr spannend und sehr prägend für meinem eigenen Lebensweg. Letztendlich hatte ich jedoch nicht genügend Durchhaltevermögen und ich lies mich aufgrund von Sachzwängen auf eine bürgerliche Schiene mit den ökonomischen Sachzwängen und Eigentumsbildung zur Altersversorgung drängen.

Zum ersten Januar 2015 bin ich dann mit 58 Jahren **im Tessin** in eine ganz andere Welt eingetaucht. Ich wollte die wilde abgelegene Berglandschaft geniessen und habe mich auf den Alltag auf einem Bio-Bauernhof ein gelassen.

Munt la Reita ist hier oben in 1.400 m Höhe von Familie Senn in einer faszinierenden Kraftanstrengung aufgebaut worden, dabei sind neben Verena und Markus auch ihre sechs Kinder in dieser besonderen Aufbau-Situation «gross» und davon geprägt worden. Der Alltag funktioniert hier so, dass neben den Familienmitgliedern auch Angestellte, Zivildienstleistende, freiwillige HelferInnen und PraktikantInnen von Steiner-Schulen die Arbeiten mit den Tieren, im Garten und beim weiteren Ausbau bewältigen.



Hofübersicht vom Gipfel des Om Cupign aus aufgenommen.

Es ist wirklich eine andere Welt, wenn das Tagesprogramm durch Wetter, Natur, die Tiere oder auch die Entscheidungen der Familie Senn vorgegeben wird. Der Kopf ist freier von einer Entscheidungsfindung und der Alltag rückt direkter ins Zentrum. Zu Beginn war vieles sehr neu für mich: ich hatte bestimmte Aufgaben bei einigen Baumassnahmen (Krainerwand zur Hangbefestigung, Dach der Jurtenküche, Plumsblo für die Jurte,...), gerne war ich auch Stall-Team (Melken und Misten) oder auch bei allem, was mit der Alpe Magnello oder dem Heuen zu tun hatte.

Eindrücklich fand ich auch den Alltag in der sommerlichen Freiluftküche mit all den HelferInnen. Das waren zur Haupt-Heuzeit häufig bis zu gut 20 Personen.

So abgelegt wie dieser Ort hier oben auch ist, kommen doch viele interessante Menschen hier her und es ist spannend sich über verschiedenen Lebenswege aus zu tauschen. Abends (oder auch bei schlechtem Wetter) kann im eingerichteten «Hof-Heim-Kino» aus einer riesigen Auswahl von DVD-Filmen wählen oder auch Spiele der Fussballweltmeisterschaft auf der Grossleinwand anschauen. Bei besserem Wetter bietet sich abends eher ein grosses Lagerfeuer und



abendliches Lagerfeuer

«Sterne gucken» an.



Die Milchkühe dürfen beim "Abstallen" nach draußen

Da Familie Senn sehr stark mit ihrem bestimmenden Thema der Hofübergabe beschäftigt war, machte sich eine etwas lähmende Stimmung im Alltagsgeschehen bemerkbar. Damals wurde noch ganzjährig Milchwirtschaft mit Käseproduktion betrieben und der alltägliche Arbeitsaufwand war im Stall deutlich höher als bei der heutigen Mutterkuhhaltung im Freilaufstall. Weil ich jedoch diese Arbeit eines geregelten Tagesablaufes gerne mochte, hatte es sich ergeben, dass diese Stallarbeit mein vorherrschender Arbeitsbereich wurde.

In 2015 hatten wir im Frühjahr noch recht lange Schnee hier oben, so dass die Kühe erst im Mai auf

die Weide konnten. So habe ich eine lange Phase der täglichen Stallarbeit auf dem Hof mit bekommen. Danach durfte ich die Freude der Tiere erleben, als sie erstmals wieder tagsüber auf die hofnahe Weide durften. Anschliessend kam eine kurze Phase, in der die Kühe Tag und Nacht auf der Weide sein durften und nur zum Melken in den Stall geholt wurden.

Wiederum anschliessend kam die Zeit, in der die Kühe für einige Wochen zur «Maiensäss» im Corte Nuovo geführt wurden. Dort blieben sie dauerhaft und wir fuhren mit dem hofeigenen Defender zum Melken in den dortigen Stall. Auch dort gab es eine Melkmaschine, die per Generator angetrieben wurde. Die Milch wurde dann in 40-Liter-Kannen auf einem kleinem Gestell am Defender zum Hof in die Käserei gefahren und dort verkäst. Anschliessend im Käsekeller gepflegt und gereift.



Blick in den Käsekeller

Die Zeit auf der Maiensäss ging bis Ende Juni, danach verlagerte sich das Kuh-Geschehen zur Alpe Magnello.

Vorher begann aber auch schon das «Heuen», schliesslich muss ja auch das Futter für den kommenden Winter gemacht werden. «Heuen» fand ich immer sehr schön, weil wir meist mit ganz vielen Leuten draussen waren - das passiert auch immer genau dann, wenn die Sonne scheint. Besonders gefallen hat es mir, wenn an steilen Hängen riege «Heu-Maden» zusammengerecht wurden, die dann abwärts rollten oder gestossen wurden.



beim Heuen mit Bombögn im Hintergrund



Heu-Maden und Schlepprechen

In den letzten Jahren ist Idylle ein wenig verloren gegangen, weil mehr mit knatternden motorgetriebenen Gebläsen die Arbeit schneller und mit weniger «manpower» erledigt wird.

Ein wenig unerwartet, aber sehr zu meiner Freude, ergab es sich dann während des «Alpauftriebs» in 2015, dass mir Markus (der eigentlich während der Alp-Zeit auf Magnello sein wollte) erklärte, er sich gesundheitlich nicht dazu in der Lage fühlte und ich stattdessen die komplette Alpzeit auf Magnello bleiben sollte.

Monika und Philippe, die ansonsten für diese Alp-Saison als Alp-Team vorgesehen waren, kannte ich schon und wir verstanden uns gut. Daher freute ich mich mit ihnen zusammen diese intensiven Monate auf Alpe Magnello zu verbringen. So ein Alp-Alltag ist recht bestimmend und es ist sehr wichtig, dass im Team Klarheit besteht, wie das über die vielen Tage (so circa 80) zusammen gestalten werden soll. Meist beginnt das Tagewerk vor Sonnenaufgang



Das Alpteam 2015

mit dem Abholen der Kühe und den Vorbereitungen fürs Käsen, dann kommt das Melken und Melkgeschirr-Waschen parallel zu den Arbeiten in der Kaseküche. Danach gibt es eine Pause beim eigentlichen Vorgang des KäSENS und ein gemeinsames Frühstück ist möglich, bei dem die weitere Tagesgestaltung besprochen werden konnte. Ganz toll fand ich es, wenn dann auch gerade die «Käsekurierere» zum Frühstück da waren und so auch Neuigkeiten vom Hof ausgetauscht werden konnten. Die Kommunikation mit dem Hof ist ansonsten nur per Funkgerät möglich, weil es auf der Alp (vielleicht zum Glück) kaum Handy-Empfang gibt.

Käsekurierere haben die Aufgabe vom Hof frisches Gemüse oder sonstige oben benötigte Dinge zur Alp zu bringen und den fertigen Käse nach dem Salzbad per Rucksack zum Hof in den Käsekeller zu transportieren. Im Alp-Alltag gab es nach dem Frühstück unterschiedliche Aufgaben zu erledigen: Käsen, Zäune kontrollieren oder verstellen, Brennholz machen, oder auch die Mutterkühen oberhalb (bis zu 2.400 Höhe, die Alp liegt übrigens auf 1.800m Höhe) mit Salz zu versorgen und nachsehen, ob alles oK ist. Auch einzelne Baumassnahmen gehören fest zum Alp-Alltag.

Hierbei ist mir der Begriff des «**Direkten Lebens**» häufiger in den Sinn gekommen: du sitzt beim Abendessen und plötzlich siehst du, dass die Mutterkühe, den Zaun durchbrochen haben und nun auf der falschen Weide sind. Dann muss das Essen unterbrochen werden und alle Kühe wieder in ihre vorgesehenen Bereiche getrieben werden. Oder ein Käsekurier sagt dir, dass sich auf der anderen Bachseite ein Kalb verletzt hat, dann musst du halt nachsehen gehen. Oder beim Kontrollgang stellst du fest, dass eine der Mutterkühe in 2.100m Höhe ein Kalb bekommen sollte, welches aber «stecken blieb» und schon tot ist ... dann musst du Hilfe organisieren, damit zumindest die Mutterkuh überlebt.

Du bist weit weg von den normalen Strukturen und musst direkt reagieren und dass Beste aus der Situation machen.

Es ist aber auch sehr idyllisch dieses Alp-Leben.

Du hast nicht ständig ein festes «Programm» bis zum abendlichen Melken. Wenn du schon auf dem Kontrollgang bis 2.400m Höhe gestiegen bist, kannst du auch noch eine Gipfelbesteigung (Quadro oder Madone bis ca. 2.800m) dran hängen. Abends bietet sich auch ein Lagerfeuer an, dass bleibt dann bei klarem Sternenhimmel und/oder Vollmond lange Zeit prägend im Gedächtnis. Viel Energie fließt aber auch in die «normale» Alltagsarbeit, es ist schon etwas anderes, wenn du so abgelegenen mit überschaubaren Mitteln lebst.

Nichtsdestotrotz ist so ein Alp-Alltag auch recht kraft-zehrend und oft liegst du auch schon um 21 Uhr im Bett (der nächste ereignisreiche Tag beginnt ja schon vor 6 Uhr am kommenden Morgen)

Diese Alp-Zeit 2015 war sehr spannend für mich.

In 2016 hatten Philippe und Monika nochmals eine Alpzeit mit den hofeigenen Milchkühen, ich blieb unten auf dem Hof.

In 2017 erfolgte dann die Umstellung auf die Mutterkühe und kein festes Alp-Team musste ständig auf der Alp sein.



Alp-Team 2018

In 2018 und 2019 wurde dann mit nur wenigen fremden Milchkühen erneut probiert, während der Alp-Zeit weiterhin Käse zu produzieren. Es waren jedoch nur fünf oder sechs fremde Milchkühe und so genügte es, die Alp-Zeit zu zweit zu bewerkstelligen. Ich

kannte den Alp-Alltag ja schon und hatte beide Jahre eine tolle Zeit auf Magnello: ich war hauptsächlich für die Kühe zuständig und hatte zum Käsen immer tolle Mitarbeiterinnen zur gemeinsamen Gestaltung der Alp-Zeit.

Weil mir jedoch schon in 2015 aufgefallen war, dass es hier oben ein deutliches Manko gab, nämlich warmes Wasser zum Duschen, habe ich dann in 2018 zuerst einen Schlauchkollektor auf dem Dach des Alp-Gebäudes und eine «Freiluftdusche mit Panoramablick» installiert.

In 2019 kam dann noch der Bau eines Brot- bzw. Pizza-Backofens dazu beides hebt den Idylle-Effekt des Alp-Lebens noch ein wenig.



Alp-Idylle 2019

Neben diesen Sommerereignissen gab es für mich aber auch noch ein neues Wintererlebnis.

Hier oben auf Munt la Reita in 1.400 m Höhe gibt es über längere Zeit richtig viel Schnee, oft in Kombination mit azur-blauem Himmel und Sonnenschein.



Munt la Reita eingeschneit



Winterfernblick von Munt la Reita

Die Winter können lange sein und ausser der Stallarbeit ist die wichtigste Aufgabe, alle Verkehrswege des Hofes schneefrei zu halten. Es reizt, in der weissen Pracht in die Höhe zu steigen und den Weitblick bei Sonnenschein zu geniessen. Eine Tour mit Schneeschuhen zum Passo della Quadrella machte mir dann aber klar, dass dies nicht das wahre Wintererlebnis sein kann, ich musste mit fast 60 Jahren noch Skifahren lernen. Zum Glück hatte ich Freunde, die mich mit zu ihrer Familien-Ski-Woche nahmen und mir die Grundzüge des Skifahrens beibrachten.

Danach konnte ich mich dann selber «weiterbilden» und auf der Skipiste von Bosco Gurin im benachbarten Tal entweder alleine oder beim «Munt la Reita – Teamausflug» die Fertigkeiten in diesem neuen Hobby erweitern.



Helmuth auf der Piste



«Munt la Reita» beim Team-Ausflug

Als ein
absolutes

Highlight in dieser für mich neuen und spät erlernten Sportart war eine Skitour vom Hof aus mit «Fernblick» runter auf unsere Alpe Magnello.



Ski-Tour mit Blick auf Alpe Magnello

So nun bin ich ein wenig sehr weit abgeschweift in die Alp- und Winter-Erlebnisse, aber es zeigt deutlich wie sehr sich mein Leben und Erleben verändert hat. Ich bin dankbar, dass ich solch sehr unterschiedliche Lebenserfahrungen sammeln konnte.

Nichtsdestotrotz nagt auch der «Zahn der Zeit» an mir.

Ich hatte mich in meinem Leben körperlich nie geschont, war glücklicherweise gesundheitlich ein wenig «auf der Sonnenseite des Lebens» und trotzdem machen sich nun so um die 65 erste «Alterserscheinungen» bemerkbar.

In 2017 wurde eine Abnutzung bei der rechten Hüfte diagnostiziert.

Ein Ersatzteil musste her und meine erste Operation stand an. Wieder einmal hatte ich Glück in meinem Leben und habe mit diesem «Ersatzteil» keinerlei Einschränkung zur Zeit davor.

Im Hofalltag hat keineR -glaube ich zumindest- so intensiv wie ich, die Umstellung von der Milchwirtschaft zur Mutterkuhhaltung miterlebt.

Erst war ich dabei sehr skeptisch: warum gibt man ein funktionierendes System «Käseproduktion und Verkauf» auf, um eine neue Ausrichtung mit «Mutterkuhhaltung und Fleischverkauf» zur finanziellen Grundlage zu machen?

Klar, die Arbeitsbelastung ist deutlich geringer – das leuchtet mir natürlich auch ein.

..... und trotzdem ist logistisch der Fleischverkauf an neue Kunden deutlich schwieriger als der Käseverkauf an vorhandene Käse-Kunden.

Das entscheidende Argument für die Umstellung ist sicherlich die Reduktion des Arbeitsaufwandes bei beiden Varianten. Vorher konnten Verena und Markus mit der gesamten Familie auf der Käseproduktion aufbauen, jetzt musste Sämi mehr oder weniger alleine dafür sorgen, dass der Weiterbetrieb von der Arbeitsbelastung her zu schaffen ist.

Der «Anbindestall» mit den Milchkühen musste in einen «Freilaufstall» mit neuen Hinterwälder-Kühen umgebaut werden und dies erlebte ich Jahr für Jahr ein wenig weiter in Vollendung dieser Umbaumassnahme.

Zuerst war es ein absolutes Provisorium mit improvisierter Freilauffläche für die Kühe. Im zweiten Jahr gab es dann die betonierte Freilauffläche, aber bei der Liegefläche musste weiterhin mächtig improvisiert werden. Wieder ein Jahr später war dann auch das Fressgitter für 14 Mutterkühe installiert und definierte Liegeflächen für die Kühe vorhanden. Wieder ein Jahr später war auch das Schrägdach in ein Flachdach umgebaut und keine herabstürzenden Schneemassen behinderten den Freilaufbereich der Kühe. Heute, denke ich, ist der Umbau vollendet.

Irgendwann – wahrscheinlich in 2019 oder 2020- gab es einmal eine eine Sitzung auf Munt la Reita, in der Markus mich fragte, wie ich mir die Perspektive als Rentner vorstelle. Ich hatte mit dem Hausverkauf im Wendland und der Betriebsübergabe, meine Brücken in Deutschland abgebrochen und hätte mir hier gerne ein Rustico als Alterssitz ausgebaut. Nach dieser Sitzung fragte mich Sämi, warum ich mir kein Tiny House zulege. Da «fiel es mir wie Schuppen von den Augen», ein ausgebaute Wagen passt viel besser zu mir und meinem Leben, als ein Ausbau einer Ruine.

So ist die Idee zum meinem Wagenleben entstanden.

..... und so wie ich drauf bin, ist ein Neubau nach meinen Wünschen realistischer als der Kauf eines fertigen «Tiny Houses».

Damit war klar, das wird mein «Projekt» nach dem Einstieg ins Rentnerdasein.

Den Bereich «Erfahrungen im Wagenleben» beschreibe ich separat, hier soll nur noch (aber sehr entscheidend) der Hintergrund dazu angefügt sein.

Seit 2015 war ich raus aus dem politischen Geschehen im Wendland, in Deutschland und überhaupt, merkte aber, dass das Thema «**Klimaveränderung**» immer mehr in den Fokus rückte und weltweit alles andere überlagert. Der «Umbau» in der Energiewirtschaft von den fossilen Energien zu den Erneuerbaren war ja schon immer im Fokus meines Lebens. Aber dies ist nur ein Teil der Wahrheit, mir wurde immer deutlicher klar, dass sich die Menschheit insgesamt mit ihrem Streben nach «immer mehr» auf dem direkten Weg in den Kollaps bewegt.

Von der ersten Klimakonferenz 1992 in Rio und den folgenden weltweiten Treffen hatte ich immer nur am Rande mitbekommen. 2015 wurde eine Begrenzung auf 1,5°C Erderwärmung (im Vergleich vor Beginn der Industrialisierung) in Paris festgelegt. Die Ursachen der Erderwärmung und die Bedeutung der Anreicherung von CO₂ aufgrund des Energiehungers verursacht durch das stetige Wirtschafts-Wachstums (was mit menschlichem Wohlstand der reichen Nationen auf Kosten der ärmeren Nationen parallel läuft) wird unweigerlich die Lebensgrundlage auf dem Planeten ruinieren.

Ein Gegensteuerung ist aber auf diese ständigen «UN Klimakonferenzen» nur sehr schwer zu erkennen, es geht alles viel zu langsam und nicht wirklich ernsthaft.

Irgendwie sind alle Hintergründe bekannt, wurden teils geleugnet und die gesellschaftliche Entwicklung wurde stets mit dem Geld der Menschen, die an der Energiewirtschaft verdienten, manipuliert.

Eine Änderung zeigte sich erst in der gesellschaftliche Wahrnehmung mit dem Schulstreik, der mit Greta Thunberg begann und mit FFF (Freidays for future) weltweit wahrnehmbar geworden war. Auch in der Bewegungsszene haben «Ende Gelände», «Extinction Rebellion» und die «Letzte Generation» dazu beigetragen, dass die

Problematik und Dynamik der Änderung des weltweiten Klimas ins allgemeine Bewusstsein rückte und nicht mehr gelehnet werden konnte.

Die «Gesellschaft» kennt also mittlerweile eindeutig die Problematik, ist aber nicht gewillt, etwas wirksam dagegen zu tun. Die «Politik» verdrängt, dass sofort gehandelt werden muss und versucht stattdessen weiterhin, den scheinbaren «Wohlstand» zu erhalten.

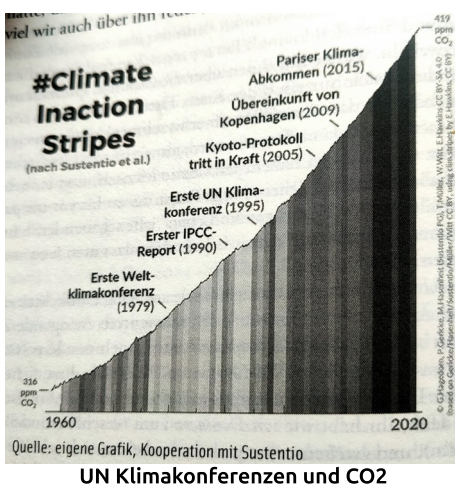
Für zukünftige Generationen wird so leichtfertig die natürliche Lebensgrundlage zerstört.

Die **Klimakatastrophe** hat längst stattgefunden und auch das Ziel, die Erderwärmung auf 1,5°C zu begrenzen, ist nicht mehr zu erreichen – in 2024 lag dieser Wert schon darüber. Auswirkungen sind in immer kürzeren Abständen in den Nachrichten zu hören: Wirbelstürme im Atlantik, Überschwemmungen im Ahrtal, in Süddeutschland oder auch in Spanien, Bergrutsche in der Schweiz, Hagel-, Sturm und Starkregenschäden gehören langsam zum Alltag.

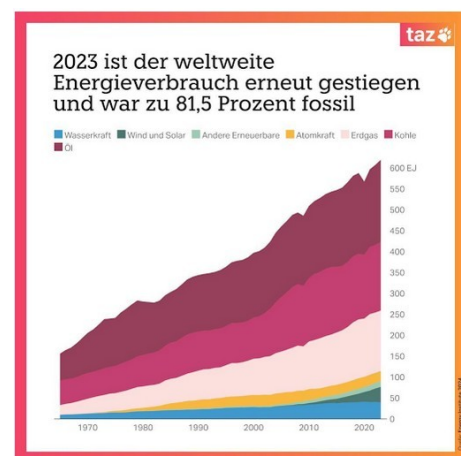
Selbst hier auf Munt la Reita sind beim Wandern, die Starkregenschäden ganz offensichtlich und vielfältig zu erleben (zerstörte Brücken, umgestürzte Bäume, Erdabtragungen und Steinansammlungen in Bachläufen). Wanderwege können nur noch mit erheblichem Aufwand instandgehalten werden. Vergangenes Jahr war ich im Val Grande bei sommerlichen Temperaturen wandern. Als ich zurückkam, war mein Sonnenkocher so stark von Hagelkörnern verbeult, dass ich den Spiegel erneuern musste, damit mein Kaffeewasser wieder schneller kochte. Auch der Gemüsegarten war grösstenteils von Hagelkörnern verwüstet. Selbst heute fahren in Locarno noch Autos mit sichtbaren Hagelschäden herum, dort wurden auch auffällig viele Dächer stark beschädigt und mussten erneuert werden. In diesem Frühjahr war das gesamte obere Maggiatal mit seinen Seitentälern zwei Tage ohne Stromversorgung und ohne Telefonnetz: die Brücke in Cevio war durch die Wasser- und Geröllmassen aufgrund von Starkregenfällen zerstört und die Menschen oberhalb abgeschnitten von der Versorgung. Menschen kamen aufgrund des Bergrutsches im Val Lavizzara und Val Bavona ums Leben und der Sachschaden ist bis heute nach diesem Katastrophenfall noch nicht in Gänze behoben. Es gibt einerseits häufiger Starkregen andererseits milde Winter und heisse Sommer.

Es muss gehandelt werden, ein «Weiter wie bisher» gibt es nicht mehr. Es muss gehandelt werden auf allen Ebenen: weltweit in der Politik, in Gemeinschaften und auch individuell bei jedem Einzelnen. Ich habe einige Graphiken dazu hier eingebaut (sind zwar «geklaut»,

aber sinnvoll). Die Unwirksamkeit der UN-Klimakonferenzen lässt sich daraus ablesen, dass der CO₂Ausstoss trotzdem stetig ansteigt. Gut, es kann sein, dass der Anstieg des CO₂-Ausstosses ohne diese Konferenzen und Vereinbarungen noch schlimmer wäre. Eine Abkehr oder Reduktion ist nicht erkennbar, das zeigt auch der weltweite

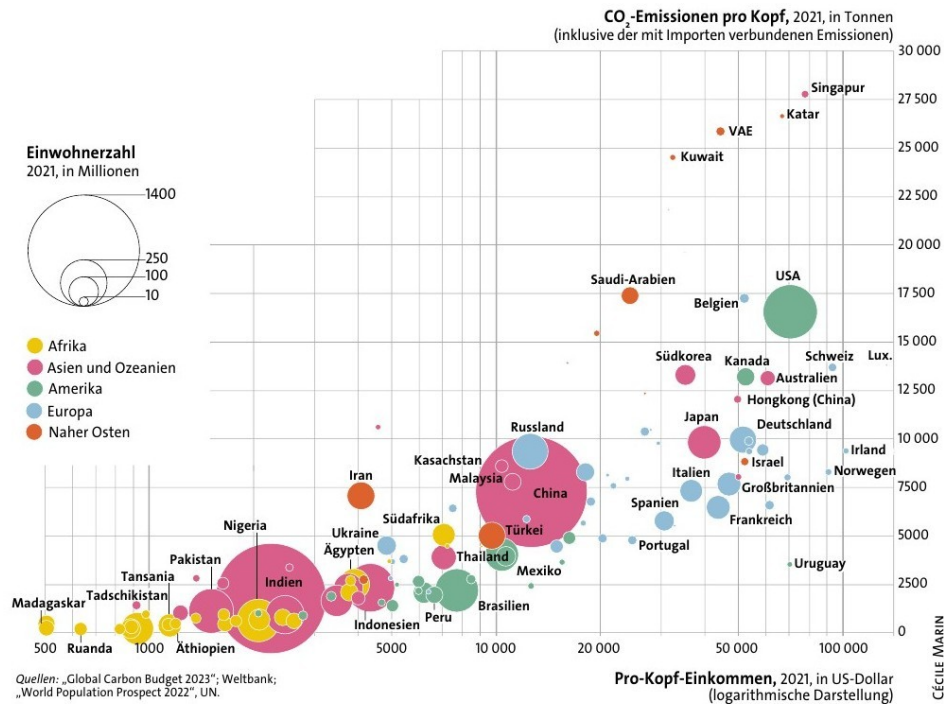


UN Klimakonferenzen und CO₂



Energieverbrauch weltweit 2023

Energieverbrauch. Nach wie vor erfolgt die Energieerzeugung grösstenteils fossil und steigt stetig an. Damit einher geht der CO₂-Ausstoss.



Klimakatastrophe ist ein weltweites Problem, trotzdem sehe ich vor allem die «reichen Länder» in einer doppelten Pflicht: erstens muss der «pro Kopf – Verbrauch» (Wohlstand, Energiehunger) sofort reduziert werden und zweitens müssen merkbare Gelder zu den Staaten fliesen, die schon jetzt am meisten in der Katastrophe leiden. Schliesslich ist der Wohlstand im Norden auf der Ausbeutung der ärmeren Länder aufgebaut worden.

Ich habe die vergangenen Monate viel zu diesem Thema gelesen und möchte hier nicht auch noch auf die anderen «Zeichen unserer Zeit»: Corona und Folgen, Kriege (Russland und Israel) und Rechtsruck in vielen Staaten sowie Machtergreifung verrückter Männer (Trump, Putin) eingehen....

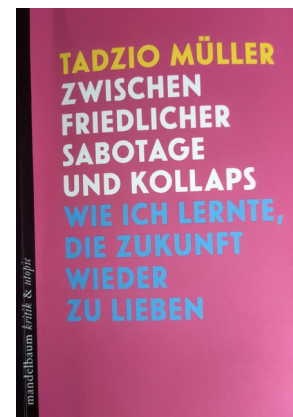
..... aber drei der eindrucksvollsten Bücher hier nennen:



wer verdient an den Fossilen Energien ?



Kosten bestimmen die Zukunft



bewegter Kima-Kampf - was war, was ist, was kommt

Ich möchte den Bogen hier nicht überspannen und mich noch über die Ungerechtigkeiten des menschlichen Zusammenlebens hier auslassen:

Geburt in Wohlstand oder Armut (im wohlhabenden Norden oder armen Süden), generell die Schere zwischen «arm» und «reich», Unterschiede im Zugang zu Bildung, die Macht des Geldes, Benachteiligung der jungen Generation aufgrund der demografischen Zusammensetzung der Gesellschaft, Lobbyinteressen in der politischen Ausrichtung, Verwässerung durch Kompromisse, Machthunger des Kapitals und hier wären viele weitere Themen sehr spannend.

Häufig wird von «einem ökologischen Fussabdruck» geredet, doch selbst da gibt es unterschiedliche Umgehensweisen. Bedeutet dies, dass ich für ein glückliches (naturverbundenes) Leben weniger Luxus brauche, oder dass ich mich zum Beispiel für Flugreisen «freikaufen» kann? Vieles in unserem Alltag wird nicht hinterfragt, verdrängt oder einfach weitergeführt.

Mit der Idee, mir einen eigenen Wagen (Wohnraum) zu bauen, wurde ich auch neugierig, einen Alltag zu leben, um mit «wenig» aus zu kommen, bewusster die Jahreszeiten und ökologische Kreisläufe zu leben. Von meinem eigenen Auto, hatte ich mich schon während der ersten Jahre auf Munt la Reita getrennt, es macht einfach mehr Sinn bei Bedarf einen Wagen zu leihen und sich dafür an den Kosten zu beteiligen oder die öffentlichen Verkehrsmittel zu nutzen, auch wenn ein Lebensmitteleinkauf so zu einem «Tagesprojekt» werden kann (so abgelegt, wie wir hier leben).

In so einem Wagen-Alltag steckt auch eine neue Lebenserfahrung und ich wollte mit meinem ganzen Sein erfahren, wie sich mein Leben verändert.

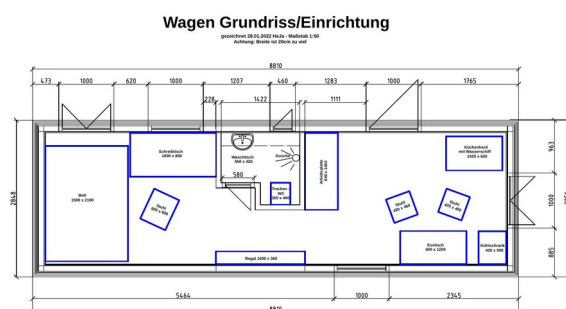
Dazu gibt es einen separaten Bericht (der wohl erst im Frühjahr 2025 fertiggestellt sein wird – bisher gibt es dazu nur ein paar «erste Eindrücke» unter «**Erfahrungen beim Wagenleben**»).

Weil ich drei Jahre die Sommermonate auf Alpe Magnello verbracht hatte und so nur bedingt zu längeren Sommer-Wandertouren die Möglichkeit hatte und weil ich eine Weitwanderung (die Grande Traversata delle Alpi, kurz GTA) erleben wollte, kam mir dann die Idee, diese 1000 Kilometer lange Strecke mit 80.000 Höhenmeter als Übergang in den nächsten Lebensabschnitt an einem Stück zu gehen.

Danach sollte der Bau des Wagens und damit mein neuer Lebensabschnitt beginnen.

In 2021 war es dann soweit: im Juni hörte ich offiziell auf, als Angestellter auf Munt la Reita mit zu wirken, von Juni bis Mitte September war ich auf dem GTA unterwegs und hatte sehr eindrückliche Erlebnisse (auch dazu gibt es einen separaten Bericht).

Zu Beginn 2022 begann ich nach der Schneeschmelze mit dem Wagenbau. Die Pläne dazu waren natürlich schon vorher gereift.



**Aber dieser Lebensabschnitt wird
einen eigenständigen Text wert
sein.**